Europäische Bibliothek

der

neuen belletristischen Literatur

Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens, Hollands und Skandinaviens.

Der ganzen Sammlung 933. Band.

X. Serie. 33.

Neue Erzählungen von Fr. Lubojatzky.

Vierter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1855.

Neue Erzählungen

von

Fr. Lubojatzky.

Vierter Band.

Der Patriot und sein Sohn. — Der Liliensteiner Schatz.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1855.

Inhalt des vierten Bandes.

Der

Patriot und sein Sohn.

Erzählung aus den Jahren 1814 und 1815.

Das schöne Osterfest und die lauen Lüfte des Aprils waren gekommen, das saftige Grün des reizenden Elbthals schimmerte im warmen Sonnenstrahl wie Smaragd von den Höhen und Weinbergen beider Stromufer, der Frühling, der fröhliche Priesterjüngling, mit duftenden Veilchen und dem Schneeglöckchenkranze auf dem Haupte, schritt einher, ein Segensengel nach langer trüber Winterzeit, und hinter ihm zogen Hoffnung und Glück, seine beiden unzertrennlichen Gefährten, durch Flur und Feld, über Berg und Thal. Man hätte meinen sollen, es sei in aller Herzen Frühling geworden und das heilige Auferstehungsfest der Natur wäre ein trostreicher Gedanke für die Dresdener, welche die reizende Heimath so innig lieben und den Lenz feiern in fröhlichen Wanderungen auf ihre Berge und in die vom jungen Frühlingsglanze erfüllten

Thäler und Gründe. Dem war aber nicht so, denn Dresden, die so schwer von allen Uebeln des Kriegs heimgesuchte Stadt, feierte kein Osterfest im wahren Sinne des Wortes, es lag in Knechtschaft und über ihm schwebte das Damoklesschwert eines ungewissen Schicksals. Die Fremden, die sich Beschützer nannten, saßen zu Gericht und Gast bei den Dresdnern und verabsäumten Nichts, ihren Schutz so hoch und theuer als nur irgend möglich anzuschlagen. Napoleon's Glücksstern war bei Leipzig untergegangen, und alle Lasten, die nur ein besiegtes Land zu tragen im Stande ist, wurden nun auf Sachsen gelegt, während von Berlin her ein recht freundlich-sehnsüchtiges Lächeln auf „die sächsische Perle" fiel, um sie gelegentlich dem preußischen Ländercomplex zuzugesellen. Mit dem Winter, der sich nach der Leipziger Schlacht allmählig einstellte, war auch thatsächlich ein politischer Winter über das Land gekommen, und der Norden hatte seine Apostel hergesandt, um „Alles zu ordnen," denn der König von Sachsen lebte als Gefangener in Berlin, während die übrigen Mitglieder seiner erlauchten Familie (außer der Prinzessin Elisabeth, die Dresden nicht verließ) sich auf wiederholte Einladungen des Kaisers von Oesterreich hatten nach Prag begeben müssen. In dem russischen Fürsten Repnin hatte Sachsen einen General-Gouverneur erhalten, und der russische Oberst Baron Rosen fungirte in der Würde eines General-Polizeidirectors, während General

Thielemann, in russische Dienste übergetreten, mit dem Commando und der Organisirung der Armee beauftragt war. Während Fürst Repnin in dem Aufrufe zur allgemeinen Landesbewaffnung (Landwehr und Banner) ohne Scheu aussprach: „Eure Regierung (der König von Sachsen) kann Euch nach den letzten Ereignissen keinen Gehorsam mehr gebieten," fanden es seine Soldaten für zweckmäßig, alles Tuch in der reformirten Kirche abzuschneiden und zu stehlen, durch Einsteigen in das Naturalienkabinet ihren grenzenlosen Appetit nach Geistigem zu stillen, indem sie die Gläser, in denen verschiedene anatomische Merkwürdigkeiten aufbewahrt wurden, zerbrachen, um den Spiritus auszusaufen (die Bezeichnung trinken würde bei diesem Falle nicht passend sein), und jeweilig offenen Raub in den Straßen zu begehen. Daß unter solchen Umständen das Osterfest des Jahres **1814** kein fröhliches Erlösungsfest für die Dresdner war, wird wohl Niemand bezweifeln.

Am Abende des ersten Osterfeiertages hatten sich in einem geräumigen Gemache im blauen Stern auf der Meißner Gasse in Neustadt-Dresden mehrere Herren zusammengefunden, welche Mitglieder der damals in jenem erwähnten Gasthause sich versammelnden Gesellschaft der Patrioten waren. Der Name der Gesellschaft trug zugleich ihre Tendenz in sich: sie war ein Verein von Patrioten, die in jener Zeit der Drangsale und der Parteiungen treu und fest an ihrem Könige hingen und einen starken Damm

gegen die preußischen Gelüste bildeten, Sachsen als sogenannte Entschädigung für den Kraftaufwand, durch den Preußen sich selbst aus Napoleon'scher Fessel gerettet hatte, zu erlangen, weshalb man von Berlin aus kein Mittel unversucht und das sächsische von den Opfern des Krieges hart bedrückte Volk durch Emissäre in allen Classen der Gesellschaft bearbeiten ließ.

Ein alter Herr saß an einem Wandtische und las beim Lichte zweier Kerzen in einem Zeitungsblatte. Dieser Lesende trug in seinem Aeußern den Charakter des Ehrwürdigen. Unter dem blauen Sammetkäppchen stahl sich ein Kranz dünner silbergrauer Löckchen hervor, sein Antlitz, durchfurcht von den Spuren vieler Jahre, zeigte einen sehr ernsten, kummervollen Ausdruck. Seine Kleidung war fein und ließ auf Wohlhabenheit schließen.

Nachdem er einen Artikel durchgelesen, ließ er die Zeitung aus den Fingern gleiten und legte die Stirn in die hohle Hand, in dieser Stellung tiefen Nachsinnens lange Zeit verharrend.

An einer Tafel in Mitte des Gemaches hatten gleichzeitig mehrere andere Herren Platz genommen und debattirten sehr eifrig, obwohl mit gemäßigter Stimme, über die Dinge der Gegenwart.

„Meine Herren," sagte einer von ihnen, „ich glaube, Sie Alle wissen, wie schmerzlich und aufrichtig ich vor zwei Jahren den Tod meines guten Vaters betrauerte. Ich

hätte nie geglaubt, daß für mich eine Zeit kommen würde, wo ich mich freuen könnte, daß er gestorben. Jetzt, jetzt ist solch eine Zeit, der alte brave Mann würde, sollte er jetzt alle die Machinationen kennen, die man anwendet, um die Herzen der Sachsen zu preußificiren, vor Jammer in die Grube fahren, denn er liebte seinen König und sein Vaterland warm und aufrichtig."

„Ja, das können wir Alle bezeugen, Herr Klausberger," stimmte Einer bei, „Ihr seliger Vater war ein rechtschaffenes sächsisches Herz, in dem kein falscher Blutstropfen existirte."

„Heute war ich eines Geschäftes wegen bei dem Fürsten Repnin," fuhr der junge Klausberger fort, „er will die griechische Kapelle mit anderem Tuche ausgeschlagen haben und hatte mich rufen lassen, da man ihm gesagt, ich hätte bedeutende Vorräthe von Tuchen auf dem Lager. Ich kann Ihnen auf Eid und Gewissen versichern, meine Herren, daß ich mich heute zum ersten Male schämte, ein Sachse zu sein. Der Zufall wollte es, daß ich im Vorzimmer warten mußte, da der Fürst-Gouverneur eine Deputation angenommen. Als man die Thür im Zimmer des Fürsten öffnete, sah ich ihn in großer Uniform an einem Tische und die Deputation — es waren sächsische Staatsbeamte — vor ihm stehen. Ha, diese Unterthänigkeit, dieses Heuchlerisch-Schmeichlerische, diese glücklich lächelnden

Gesichter und Worte, wie nur der Jubel über dies neue Regiment sie aussprechen konnte, ekelten mich an."

Eine lange Pause trat ein. Die Wahrheit der Worte des jungen Mannes lastete schwer auf dem Herzen eines Jeden. Der Verrath, die Treulosigkeit schlichen unter dem Volke umher und suchten Anhänger.

„Wir dürfen uns nicht wundern, daß solche Schmach im Unglück auf uns fällt," hob nach einer Pause einer der Herren an, „denn der Altar selbst ist ja zur Stätte des Verraths geworden. Erinnern Sie sich nur der Dankfeste nach Ankunft des Fürsten-Gouverneurs in Dresden, wie da mehrere unserer hiesigen Geistlichen den Fremdlingen geschmeichelt haben! Kein vernünftiger Mensch würde von ihnen einen Protest gegen Eingriffe in unsere Landesverfassung von der Kanzel zu hören verlangt haben, aber ein ehrliches Manneswort, ein geistlicher Trost wäre ihre Pflicht gewesen."

„Sehen Sie, Freund, deswegen bin ich auch solch ein abgesagter Feind der Geistlichkeit — man weiß nie recht, wie man mit ihr d'ran ist," fügte ein Anderer lachend hinzu.

„Solche ehrwürdige Männer wie unseren seligen Reinhard giebt's nicht viele. Das war ein Mann nach dem Herzen Gottes — gesegnet sei sein Andenken!"

Jetzt trat ein junger Mann rasch in das Zimmer, dessen Wangen von starker Erhitzung zeigten. Mit einem

flüchtigen Gruße ging er an den an der Tafel sitzenden Herren vorüber und trat zu dem alten Herrn mit dem blauen Sammetkäppchen, der immer noch im Nachsinnen versunken dasaß.

„Guten Abend, lieber Vater," sagte er — „ich komme etwas spät, aber ich wurde aufgehalten, der Meinhard begegnete mir auf der Brücke, und es war ganz unmöglich, von ihm loszukommen."

Der alte Herr richtete den Blick auf den Sprechenden und sagte: „Es wäre mir lieber, Robert, Du hättest mir gesagt, daß Du irgend ein kleines Unglück gehabt hättest, als dem Meinhard zu begegnen. Ich gebe Nichts auf diesen jungen Menschen, er ist ein schlechter Patron, der seine alte redliche Mutter mit seiner Lüderlichkeit in's Grab geärgert hat. Und was ihn noch verächtlicher macht, das ist sein preußenfreundliches Wesen — man sagt sogar, er sei ein geheimer preußischer Agent."

„Das weiß ich nicht," antwortete Robert heftig, den Anflug großer Bestürzung, die ihm ein dunkles Roth auf die Wangen trieb, unterdrückend — „der Meinhard ist mein Schulkamerad und mein Commilitone von der Universität her; gegen mich hat er sich jederzeit rechtschaffen gezeigt. Und vielleicht sagt man ihm, weil er ein lebelustiger Bursch ist, etwas zu viel nach. Sie wissen ja, lieber Vater, wie die Leute sind."

Des alten Herrn Stirn runzelte sich so finster zu-

sammen, daß sie dem Rücken eines zusammengehefteten, aber ohne Einband gelassenen Buches ähnelte. „Ich hoffe nicht, daß mein Sohn jemals schlechte Subjekte vertheidigen wird," sagte er — „der Meinhard ist ein solches, ich habe Beweise — verlangst Du mehr?"

Wie sehr die Verwirrung bei dem jungen Manne stieg, bewies der Wechsel vom tiefen Roth zum fahlen Blaß.

Der Eintritt einiger Herren der patriotischen Gesellschaft enthob ihn indeß der grenzenlosen Verlegenheit, in die er sich versetzt sah. Einer der eben Ankommenden wendete sich zu dem alten Herrn, und diese Dazwischenkunft erlös'te Robert aus der peinlichsten Lage, in der nur ein Sohn, dem das Gewissen schwere Vorwürfe macht, seinem Vater gegenüber sich befinden kann.

Durch den Eintritt der Herren kam die kleine Gesellschaft so zu sagen in Allarm. Einer der Ankömmlinge hatte einen Brief aus Berlin mitgebracht, der über die Lage des als Gefangener daselbst sich aufhaltenden Friedrich August von Sachsen Andeutungen gab, die für sächsische Patrioten eben nicht erfreulich sein konnten. Der Brief enthielt arge Klagen über das rohe Benehmen mehrerer Berliner Einwohner gegen den königlichen Gefangenen, und eine Schilderung von dessen stiller Ergebung in sein hartes Schicksal.

Der Eindruck, den dies Schreiben machte, lag auf

Aller Gesichtern deutlich ausgedrückt; eine tiefe feierliche Stille folgte. „Meine Herren," sagte das Gesellschaftsmitglied, welches den Brief vorgelesen — „Ihr Schweigen bethätigt Ihre Gefühle, und im Namen des verehrungswürdigen Gefangenen danke ich Ihnen für diesen Beweis Ihrer Treue zu ihm. Ich werde Mittel finden, ihm mit Kenntnißnahme derselben eine Stunde freudiger Erinnerung zu machen."

Robert's Vater, der greise Obersteuer-Einnehmer Rudloff, erhob sich jetzt, im Scheine der Kerzen sah man Thränentropfen auf seinen gefurchten Wangen. „Der Herr Gott muß in seinem Himmel droben gestorben sein, daß er Vernunft und Recht hier auf Erden mit Füßen treten läßt!" rief er. „Wie wäre es sonst möglich, daß man unserem edlen Könige ein Verbrechen daraus machen will, wozu ihn die Verhältnisse gebieterisch zwangen? Sie Alle wissen, daß ich kein Franzosenfreund bin; aber es wäre mehr als unbillig, ja vernunftwidrig, wollte ich Jemanden verdammen, der gezwungen ist, ihr Freund, ihr Bundesgenosse zu sein und zu bleiben. War nicht nach der Schlacht bei Lützen (2. Mai 1813) ganz Sachsen wieder in Napoleon's Gewalt, und hatte nicht die Verschließung der Festung Torgau und die Zurückberufung der sächsischen Truppen von dem französischen Corps seinen Unwillen so sehr erweckt, daß er den Herzog von Weimar beauftragte, unsern König von seinem Ausspruch: „Der König

soll sich erklären, dann weiß ich, was ich zu thun habe; ist er aber gegen mich, so soll er Alles verlieren, was er hat," zu unterrichten? Und ist es möglich, daß man Napoleon's der Leipziger Deputation ausgesprochene Drohung, Sachsen als ein von Frankreich erobertes Land zu betrachten und zu behandeln, wenn der König nicht nach Sachsen zurückkehre und seine Truppen nicht der französischen Armee sich anschlössen, so als wie nicht geschehen betrachten kann?"

Eine höchst lebhafte Unterhaltung kam nun in Gang, und während derselben trat Robert Rudloff an ein Fenster und schaute in das Abenddunkel hinaus. In seiner Brust wüthete ein Kampf zweier Gewalten, bei dem er sich elend fühlte; denn bald ras'te ein Sturm wilder Leidenschaft durch seine Seele, daß er an allen Gliedern zitterte, bald wieder überwogen Gewissensbisse die Uebermacht jener allgewaltigen Empfindung, unter der seine Willenskräftigkeit wie schwankes Rohr zusammenbrach.

Das Gesicht an die Fensterscheibe gedrückt, hatte er alle Aufmerksamkeit auf die in Eifer gerathenen Sprecher hinter ihm verloren, als er die Berührung einer Hand auf seiner Schulter fühlte. Herr Klausberger stand neben ihm.

„Nun, Herr Referendar, so in Gedanken verloren?" fragte derselbe. „Beschäftigt Sie das patriotische Gefühl so sehr?"

„Wie meinen Sie das?“ fragte Robert in Verwirrung, dem Blicke des zu ihm Sprechenden ausweichend.

„Je nun, ich denke, es muß Ihnen sehr schwer werden, ein sächsisches Herz gegen eine Dame bewaffnet zu halten, die eine preußische Agentur hier so halb und halb in's Geheim betreibt.“

„Mein Herr!“

„Um Ihres ehrwürdigen alten Vaters willen wünsche ich, daß das Gleichniß vom verlorenen Sohne nicht dereinst auf Sie anzuwenden sei. Folgen Sie meinem Rathe, Herr Referendar, meiden Sie das Haus auf der Seegasse — meiden Sie auch den Mosje Meinhard — er ist ein Nichtswürdiger, der um Geld Ehre und Gewissen verkauft. Gedenken Sie Ihrer Verpflichtung gegen Ihr unglückliches Vaterland — vergessen Sie nicht, daß Sie eine Braut haben.“

„Ah, Cordelia!“

Klausberger hatte ihn verlassen, aber seine ernste Mahnung erweckte in Robert Rudloff's Herzen einen so wilden Sturm, daß der Boden unter seinen Füßen zu brennen schien und er, den Hut ergreifend, wie toll in ein Nebenzimmer eilte und den blauen Stern verließ, um in dem frischen Abendhauche, der am Elbufer hinzog, Ruhe und Selbstbeherrschung zu finden.

Der alte Obersteuereinnehmer Rudloff wohnte in einem Hause am Neumarkt. Sein Hausstand beschränkte

sich außer ihm auf drei Personen, nämlich auf seinen Sohn Robert, seine Mündel, Robert's Zukünftige, Cordelia, und ein Dienstmädchen, Namens Christel. Cordelia, die hinterlassene Tochter eines vor zwölf Jahren verstorbenen Freundes des alten Herrn, nannte diesen Vater, denn seit ihrem sechsten Lebensjahre hatte er sie erzogen. Damals lebte freilich seine Frau noch, die wahrhaft Mutterstelle an ihr vertrat, und alle die kindliche Liebe, die die Waise zu ihr, ihrer Pflegerin und besten Freundin, im Herzen getragen, ging nach dem Tode der Letzteren auf den alten Herrn über, der manchmal zu Robert sagte: „Jesus Sirach hat ganz recht mit seinem Spruche: Wie die Sonne, wenn sie aufgegangen, an dem hohen Himmel des Herrn eine Zierde ist; also ist ein tugendsames Weib eine Zierde im Hause. — Cordelchen ist eine wahrhafte Zierde unseres Hauses, und ist der Gedanke, daß sie Deine Frau wird, ein recht trostreicher für mein Sterbebett, denn ich weiß meiner Lieben Zukunft geschirmt durch Liebe und Frieden und kann ruhig und kummerlos die müden Augen schließen."

Indem der alte Herr in diesen Worten seine Freude aussprach, seinen Sohn an der Seite Cordelchens, und diese, die er nicht nur durch die Gewohnheit der vielen Jahre, sondern auch durch die Eigenschaften ihres Gemüths und Herzens wie ein eigenes Kind lieb gewonnen, für die Zukunft versorgt unter dem Schutze eines braven Mannes zu sehen, wie er seinen Sohn als einen solchen kannte,

gab er nur den Gefühlen Robert's und Cordelchen's einen ihre gegenseitige Neigung zu einander bezeichnenden Ausdruck. Robert war ein schöner junger Mann von fast 25 Jahren, seine Kenntnisse und die Gunst des Schicksals, der Sohn eines in Ehren ergrauten Staatsdieners zu sein, sicherten ihm eine glückliche Laufbahn. Er liebte Cordelchen mit vollem Herzen, und diese so offen ausgesprochene Zuneigung wurde von ihr mit jener sanften Hingebung erwidert, wie sie leidenden, ergebungsvollen Gemüthern eigen ist. Die Liebe zu Robert war ebensowohl ein Ausfluß ihres eigenen Gefühls, als auch ein ganz natürlicher Erguß kindlicher Dankbarkeit für die zahllosen Wohlthaten, die ihr, der mittellosen Waise, in diesem Hause geworden. Cordelchen besaß keine besondere Schönheit; die Frische der gesundesten, unverdorbensten Jugend ersetzte jedoch die Reize, welche ihr in anderer Beziehung mangelten. Indeß ihr sanftes, leidendes Wesen, das echt Weibliche in ihrem Benehmen, ihr inniger Blick waren für Robert von einer Anziehungskraft, die ihn je länger je mehr fesselte, und so schien das Glück ihrer beiderseitigen Zukunft vollkommen gesichert. Das Neujahr 1814 warf jedoch einen Feuerbrand in das Herz Robert's, den er vergebens zu tilgen sich abmühte; ein ganz einfaches Ereigniß war die Ursache einer Störung seines Gemüthsfriedens, die schwere Folgen für das stille traute Glück seiner Familie nach sich zog. Liebhaber des Schlittschuh-

laufens, befand er sich eines Nachmittags auf dem Teiche des großen Gartens. Eine verschleierte Dame wurde von einem Herrn im Rundkreis der Bahn herumgefahren; aber der Herr war offenbar kein besonderer Schlittschuhläufer, denn zuweilen glitt der Stuhlschlitten seitwärts in die die Grenze der Bahn bezeichnende Schneeaufhäufung. Zufällig geschah ein solches Ausschreiten des Stuhlschlittens in der Nähe Robert's, der über das Ungeschick des Schlittenlenkers schon vorher im Stillen gelacht hatte. Jetzt hörte er die Dame unwillig sagen: „Nein, nein, lassen Sie es sein, Herr von Felber, ich mag nicht mehr von Ihnen gefahren sein. Wir machen uns ja vor aller Welt zum Gespött."

„Die verdammten Schlittschuhe sind einzig und allein Schuld, Fräulein — wahrhaftig, hier ist der Riemen gesprungen. Ah, das ist ein nichtswürdiges Unglück!" entgegnete der Herr, dem in der That der Schlittschuh unter dem Stiefelabsatz des linken Fußes schlaff herabhing.

„Wenn es der Dame genehm ist, will ich Ihre Stelle einstweilen vertreten, mein Herr," sagte Robert leicht hin.

Der Vorschlag ward von der Dame angenommen, obwohl ihr Begleiter nicht besonders zufrieden damit schien.

„Ah, das ist etwas Anderes," sagte die Dame, als der Stuhlschlitten wie im Fluge dahin glitt. „So ist es doch ein Vergnügen!"

„Ihrem Begleiter fehlt nur die Fertigkeit im Schlitt-

schuhlaufen," bemerkte Robert. „Er schien empfindlich, daß ich mir die Freiheit nahm, mich zur Aushülfe anzubieten."

Die Dame streifte den grünen Schleier bei Seite, wendete das Gesicht ein wenig nach Robert zurück und sagte lächelnd: „Das genirt nicht — der Gute hat etwas Othelloblut in sich; aber er ist nicht zu fürchten."

„Ich bin auch nicht so leicht geneigt, mich einschüchtern zu lassen," antwortete Robert.

„Ich glaube Ihnen das," entgegnete die Dame freundlich, „Sie sehen wenigstens nicht darnach aus." — Ein wohlwollender Blick aus ihren dunkeln Augen traf Robert, dann verhüllte sie sich wieder mit dem Schleier.

Herr von Felber, ihr Begleiter, hatte unterdeß am Eingange zur Bahn sich der Schlittschuhe entledigt und harrte seiner Dame, die er, nachdem Robert nach mehrmaligem Umkreisen der Bahn sie zurückbrachte, unter den Arm nahm und mit einem kühlen Danke für die gehabte Bemühung von Robert sich empfahl. „Adieu, mein junger Ritter!" lächelte die Dame freundlich ihm zum Abschiede zu.

Dies kleine und so unbedeutende Ereigniß blieb nicht ohne tiefen Eindruck auf Robert Rudloff; er gestand sich zu, daß er noch nie ein so liebliches Frauenantlitz gesehen, noch nie die Gewalt eines solchen Blickes empfunden; er fühlte eine Unruhe in sich, die sich bedeutend vermehrte, als er am Abend Cordelchen gegenüber sich befand.

Was er bisher nie bemerkte, trat jetzt plötzlich und lebhaft vor ihn hin. Cordelchen konnte keinen, auch nicht den entferntesten Vergleich mit der Fremden aushalten; es mangelte ihr der feurige, seelenvolle Blick, der interessante Ausdruck des Gesichts der schönen Unbekannten, und selbst im Tone der Stimme glaubte er dem der Fremden einen bedeutenden Vorzug geben zu müssen. Die Gewohnheit, Cordelchen zu sehen, mit ihr täglich zu leben, verlor alle ihre Rechte; sie erschien ihm fade, und das sanfte Wesen Cordelchen's trug jetzt in seinen Augen das Gepräge des Seelenlosen. „Du bist heute recht mißgestimmt, lieber Robert," bemerkte sie, die keine Ahnung von dem für sie ungünstig ausfallenden Vergleiche hatte, der ihn so sehr beunruhigte. — „Man kann nicht immer guter Laune sein — das sind Stimmungen, die auftauchen und verschwinden," war seine Antwort. — Cordelchen fragte nicht mehr, der Abend ging für sie und ihn in einem unangenehmen Gefühle vorüber.

Im Verlauf einiger Tage verbleichte der Eindruck, den die Fremde auf ihn gemacht hatte, und die Neigung zu Cordelchen trat wieder in volle Geltung bei ihm. „Ach, Du hast mir eine recht schlaflose Nacht verursacht, als Du so mißgestimmt warst," gestand Cordelchen, „ich habe mich geängstigt, daß ich die Ursache dieser Mißstimmung gewesen sein könnte, und doch konnte ich mir keinen Vorwurf machen." — Das griff tief in Robert's Herz, und

das Bild der Fremden verschwand gänzlich aus seinem Gedächtniß.

Vierzehn Tage später empfing Robert von einem Freunde einen Brief an ein Fräulein von der Horst, das aus der Lausitz vor mehreren Jahren nach Dresden gezogen war und mit welchem sein Freund ein zärtliches Verhältniß unterhielt, wie Robert wußte. Fräulein von der Horst bewohnte ein Logis in der Seegasse, und Robert begab sich dahin.

Auf seine Frage: „Kann ich das gnädige Fräulein sprechen?" ward ihm die Antwort, daß das Fräulein so eben ausgehen wolle. „Nun, mein Anliegen ist von keiner langen Störung, melden Sie mich nur und sagen Sie, ein sehr erfreulicher Brief von einem Freunde führe mich her," sprach Robert, dem Mädchen seinen Namen sagend. Nach kurzem Warten wurde er in ein prächtig meublirtes Zimmer geführt. Die noble Einrichtung zeugte von dem Geschmacke der Bewohnerin. Schnelle Schritte im Nebengemache verkündeten ihr Nahen; Robert wendete sich der Thür zu und war nicht wenig überrascht, die Dame vom großen Gartenteiche hereintreten zu sehen.

„Sie haben mich zu sprechen verlangt, mein junger Ritter?" rief sie mit einem reizenden Lächeln; „ah, ich ahnete es, daß ich heute noch durch etwas sehr Angenehmes überrascht werden würde, und siehe da, jetzt ist's zur Wahrheit geworden. Sie bringen mir einen Brief?"

Robert's Verwirrung fand den sichtbarsten Ausdruck in seinem Gesicht — wie schön war die Fremde! Mit Mühe unterdrückte er die Bestürzung, die sich seiner so gewaltsam bemeistert hatte — denn unwillkürlich wie eine mahnende Stimme war ein Gedanke an Cordelchen in ihm aufgetaucht — und er erklärte, wie nur ein Irrthum die Ursache seines Hierseins sei.

„Nun, so bin ich diesem Irrthume zu Danke verpflichtet," entgegnete die Dame freundlich. „Fräulein von der Horst hat ungefähr seit acht Wochen dies Logis und Dresden verlassen, und ich bezog es sogleich. Wissen Sie, mein junger Ritter vom Stuhlschlitten, daß ich während der Zeit, daß wir uns nicht sahen, von Ihnen gesprochen, und gewünscht habe, Sie einmal bei mir zu sehen? O, man hat mir gesagt, daß Sie außerordentlich liebenswürdig und schrecklich gelehrt sind, ja ich weiß sogar, daß Sie ein glücklicher Verlobter sind."

„Ich weiß nicht, wodurch ich die Theilnahme verdient habe, die Sie...."

„Finden Sie es denn als etwas so Außerordentliches, wenn man für Sie Interesse fühlt?" fragte die Dame, ihn unterbrechend. „Herr Meinhard, Ihr Universitätscollege, ein Freund meines Bruders, war letzthin bei uns hier, zufällig werfe ich einen Blick hinunter auf die Straße — ich erblickte Sie und rief: Wer mag nur der junge Herr sein? Herr Meinhard war ein Ihnen

sehr günstiger Berichterstatter. Da haben Sie die Auflösung des Räthsels."

Von dieser Stunde an ging mit Robert eine auffallende Verwandlung vor; der Friede seiner Seele war gestört; die Pein eines großen Zwiespalts war in sein Herz eingezogen. Aurelie von Lichtenstein, die schöne Fremde, hatte eine so gewaltige Leidenschaft in ihm entzündet, daß er jede Mahnung seines Gewissens unterdrückte. Diese Liebe oder Leidenschaft war kein Glück für ihn, denn das bessere Selbst in ihm sträubte sich dagegen, indem eine jener Empfindungen, die zu den edelsten Gefühlen des Menschenherzens gehören, der Patriotismus, allmählig in ihm untergraben ward. Er konnte sich nicht verhehlen, daß seine leidenschaftliche Neigung für Aurelie ein Verbrechen sei, denn die Gesellschaft, die sich bei ihrem Bruder zusammenfand und an welcher Robert Theil nahm, trug die Tendenz der Verrätherei gegen sein unglückliches Vaterland als ihre Loosung, als Ziel ihres Strebens in sich. Sachsen sollte die Beute Preußens werden, und Robert gewann bald die Ueberzeugung, daß Herr von Lichtenstein und seine schöne Schwester Dresden nur deshalb zu ihrem Aufenthalte gewählt hatten, um für diesen Zweck insgeheim zu wirken. Der Kreis der Bekanntschaften, mit dem Beide sich zu umgeben wußten, war immerhin ansehnlich genug, und Robert erblickte hier zuweilen Männer, die in den Augen der Welt ein ganz anderes Aushängeschild

trugen. Aureliens Schönheit war ein außerordentlich anziehender Magnet für Männer, während ihres Bruders feiner Tact und freundliches Wesen, sein Benehmen, seine ausgezeichnete Redegabe Andere wieder unwiderstehlich zu fesseln und ihnen das Gift der Verrätherei an König und Vaterland tropfenweise in die Seele zu flößen wußten. Aber gerade die Wahrnehmung, daß Aureliens Schönheit ein Magnet für Andere war, entzündete in Robert's Herzen die Gluth der Leidenschaft nur heftiger, und jedes holde Lächeln, das sie dem Blicke eines Anderen erwiderte, war für ihn ein Dolchstoß. Meinhard, sein Schulkamerad und Universitätscollege, den er als einen leichtsinnigen, ausschweifenden Menschen bisher gemieden hatte, legte sich wie eine Schlange an sein Herz; er tröstete ihn, wenn die Eifersucht ihn fast wahnsinnig machte, und flüsterte ihm zu: „Niemand weiß besser als ich, daß Aurelie Dich liebt — glaube mir, Robert, und Du wirst Dich am Ziele aller Deiner Wünsche finden, ehe Du es für möglich hältst." — Wenn Robert, von den Giftworten Meinhard's betäubt, den ihn zuweilen ganz unglücklich machenden Zweifel aussprach, ob Aurelie sich je werde entschließen können, die Kluft des Standesunterschiedes um seinetwillen zu überschreiten, so wußte Meinhard auch dafür eine Beruhigung. „Aber freilich," sagte er, „wird sie nie dies Opfer bringen, wenn der Gegenstand ihrer Liebe nicht selbst mit einem Beispiele vorangeht, das eigentlich, wenn

wir es genau untersuchen wollen, nur in der Phantasie besteht, ich meine Deinen thörigten Patriotismus, den Du wie ein Anhängsel aus der Rumpelkammer mit Dir herumschleppst. Was kümmert's Dich, ob Preußen in Sachsen aufgeht? was, ob der König Herr von Sachsen bleibt oder durch eine andere deutsche Provinz entschädigt wird? Opfere solchem Scrupel nicht Dein höchstes Erdenglück — kein Teufel weiß es Dir Dank!"

Und Robert warf sich im wilden Sturme seiner Leidenschaft der schönen Sirene zu Füßen und ward ihr Sclave, das Geschöpf ihres Willens, ein Werkzeug jener Pläne, die sie sich zur Aufgabe ihres geheimnißvollen Wirkens gemacht hatte.

Der Mai hatte sein Blüthenreich ausgebreitet über das herrliche Elbthal; die Natur trug den glänzenden Brautschmuck, den ihr der fröhliche Lenz verliehen, und der Himmel lächelte im warmen goldnen Sonnenstrahle auf die holde Braut nieder, die in lieblicher Jungfräulichkeit in tausend bunten Blumen ihre Reize entfaltete und an der Mutterbrust der treuen Erde und an der schützenden Hand des bräutlichen Lenzes zu immer höherer Liebes- und Lebenswonne aufglühte. Aber eine Braut empfand Nichts von der Seligkeit dieser Wonne, im Gegentheil lastete tiefer und schwerer Kummer auf ihrem treuen Herzen. Cordelchen war es, die sich recht unglücklich fühlte

in dem sie tief verletzenden Bewußtsein, daß Robert eine Andere liebe und sie, seine Braut, vergessen habe.

Die Magd Christel hatte das ausspionirt und es ihr mitgetheilt. Christel besaß gewissermaßen eine Stimme im Hause. Mit Robert's Mutter war sie in dasselbe gekommen, und wie alte und treu bewährte Dienstboten nach und nach bei ihren Herrschaften gewisse Rechte gewinnen und nicht selten als Familienglieder betrachtet und geehrt werden, so hatte auch Christel, die jetzt volle siebenundzwanzig Jahre beim Herrn Obersteuereinnehmer in Diensten war, seinen Sohn wie ihren Augapfel behütet, Cordelchen, dem sanften Kinde, ihre volle Zuneigung zugewendet und nach dem Tode ihrer Dienstherrin, da Cordelchen noch zu jung war, der kleinen Haushaltung mit uneigennütziger Treue vorgestanden.

Der alte Herr Obersteuereinnehmer nahm nie eine wirthschaftliche Veränderung oder sonstige häusliche Einrichtung vor, ohne Christel's Rath zu hören, und wenn er in guter Laune war, sagte er manchmal zu ihr: „Na, Christel, 's geht mit uns Beiden recht bergab, da gukt auch schon der Schimmel stark bei Ihr heraus — ja, ja, wir werden alt, die Zeit bleibt ewig jung und hängt uns ein Schnippchen nach dem andern an."

„I nu, Herr Obersteuereinnehmer, was den Schimmel betrifft, da scheere ich mich den Henker d'rum — 's ist 'ne Art Blüthe bei unser Einem," antwortete Christel.

„Im Uebrigen haben wir Beide den Schimmel nicht in Saus und Braus geholt, wie so Viele, bei denen es heißt: „Lustig gelebt und selig gestorben, heißt dem Teufel die Rechnung verdorben“ — ne, der Schimmel ist uns in Ehren gekommen, g'rade so wie Jesus Sirach sagt: „Das ist der Alten Krone, wenn sie viel erfahren haben, und ihre Ehre ist, wenn sie Gott fürchten.“ — Na, Herr Obersteuereinnehmer, erfahren hab'n wir gerade genug, denke ich. Und was die Herren Franzosen betrifft, die hab'n mir auch nicht an der Ehre geschadet, wie so vielen andern Mamsells, die ich kenne — unser Eins ist eine reputirliche Jungfer geblieben und gottesfürchtig — das ist auch eine Ehre.“

Freilich lächelte Herr Rudloff, wenn Christel sich mit andern Mamsells in eine Reihe stellte, denn damit meinte sie junge Mädchen, und sie selbst war eine Person am Ausgange der fünfziger Jahre und keineswegs eine lockende, interessante Erscheinung; indeß es fiel ihm nicht ein, diesen Stolz auf ihre Ehre und Reputirlichkeit, die in der von ihr angedeuteten Beziehung gewiß nie, weder von einem Franzosen noch sonst einem liebedürstenden Kriegsmann aus anderer Herren Ländern irgend eine Anfechtung erlitten, durch den leichtesten Zweifel zu kränken.

Wie hätte es Christel'n entgehen können, daß zwischen Cordelchen und Robert eine Mißstimmung eintrat! Anfänglich beobachtete sie blos im Stillen, aber die öfters

rothgeweinten Augen Cordelchens waren für sie ein Anblick, der sie veranlaßte, hier einzuschreiten.

„Ach Christel, wenn Du nur wüßtest, was ich leide — nur ein einziges Mal fühlen könntest, wie mir das Herz weh ist vor Kummer! Sieh, ich habe Robert so lieb, daß, wenn er zu mir sagte: „Dein Tod könnte mich glücklich machen,“ ich gewiß ohne Klage sterben wollte, denn 's wär' ja für ihn; aber so von ihm absichtlich gemieden zu werden, so gar nicht zu wissen, was eigentlich zwischen uns getreten — solcher Gram ist schlimmer, als Tod.“

„Hör'n Sie, Mamsell Cordelchen, die Geschichte scheint mir unterkietig, ich werde ihr schon auf die Spur kommen, verlassen Sie sich nur auf mich!“ sagte Christel. „Mosje Robert sitzt auf einem fahlen Pferde, hat kein gutes Gewissen — so wird's sein; aber da soll er mich kennen lernen. O, die Christel hat ein gutes Mundwerk, mir soll er keine Flausen vormachen.“

Cordelchen wußte gar nicht, was Christel mit dem fahlen Pferde meinte. Daß sein Herz einer Anderen gehörte, daran hatte sie gar nicht gedacht; jetzt erst, darauf aufmerksam gemacht, fiel dieser vernichtende Blitz in ihre Seele.

„Na, Mamsell Cordelchen, weinen Sie nicht,“ sagte Christel — „'s ist nur so 'ne Muthmaßung, die ich habe. Jetzt sind wir ein paar Alliirte; einen besseren als mich

kriegen Sie gewiß nicht. Das wäre mir was Schönes! Hätte den Mosje auf meinen Armen herumgetragen, wie er noch so 'n kleines Komma von einem Menschen war, und jetzt sollte er auf Schleifwege gerathen und uns Kummer und Sorge über den Hals bringen! Ne, da woll'n wir doch ja nicht still dazu sein!"

Auch der alte Herr fühlte nachgerade, daß in seinem Hause nicht mehr der wohlthuende Friede wie sonst heimisch sei; aber er konnte keine Ursache auffinden, welche ihm diese Beobachtung klar machte; er hatte wohl die Empfindung, aber ohne dieselbe rechtfertigen zu können. Cordelchen zwang sich in seiner Gegenwart zur Heiterkeit. Wie hätte es ihr Herz vermocht, Robert anzuklagen — schweigendes Dulden lag in ihrem Gemüthe.

„Lesen Sie mir einmal den Brief, Mamsell. Beim Ausputzen von Robert's Rocke hat er in der Brusttasche geknistert, und ich nahm ihn heraus" — sagte Christel eines Tages zu Cordelchen, in's Zimmer tretend.

„Um Gotteswillen, das ist ja eine Veruntreuung — gleich thue den Brief wieder in die Tasche," entgegnete Cordelchen.

„Dummes Zeug, Mamsell, fällt mir nicht im Schlafe ein! Schade, daß ich kein Geschriebenes lesen kann, hätte Sie gar nicht damit beschwert. Na, werde schon Jemand Andern finden, der mir ihn vorlies't."

Der Gedanke, daß Christel ein entschlossener Charakter

und daher ohne Weiteres im Stande sei, ihren Willen in Ausführung zu bringen, ängstete Cordelchen so sehr, daß sie, um den Brief in keines Fremden Hand kommen zu lassen, sich entschloß, denselben zu lesen, so sehr sich auch ihr Gefühl dagegen sträubte.

Der Brief war von Meinhard und lautete folgendermaßen:

„Bist Du unsichtbar geworden, Seelenfreund? Oder ist wieder einmal der Patriotismus Dir zu Kopfe gestiegen, daß Du Dir die Flügel an den Strahlen Deiner Sonne zu versengen fürchtest? Die schöne Aurelie von Lichtenstein ist untröstlich, Dich nicht zu sehen. Sie ist eifersüchtig, sie glaubt, daß eine Andere ihr Dein Herz geraubt habe, denn Aurelie — und ich verschwieg ihr das um Deinetwillen — ahnt nicht einmal, daß es möglich sei, Du könntest so schwach sein, Dein Glück, sie, das schöne, reizende Weib zu lieben und wieder geliebt zu werden, um patriotischer Grillen wegen aufzugeben. Närrchen Du! was hilft es Dir, wenn Sachsen selbstständig bleibt? Wenn es in Preußen aufgeht, machst Du nur Dein Glück; Aurelie wird Dein, und die Krone Preußen besitzt Mittel genug, Denen, die ihr zur Vergrößerung ihres Ländercomplexes gedient haben, glänzende Carrieren zu eröffnen. Ueberlege Das und kehre zurück zu Deiner schönen Aurelie.

Nicolai übergiebt Dir diese Zeilen, unterlasse es nicht, sie zu vernichten, sobald Du sie gelesen."

Cordelchen ließ das Blatt zu Boden gleiten, sie saß eine Weile starr, athemlos; dann aber brach der vom Schreck über diese Entdeckung zurückgehaltene Schmerz in einem heftigen Thränenstrome zu Tage, und sie verhüllte mit beiden Händen ihr Gesicht.

„Siehst Du, wie Du bist!" murmelte Christel vor sich hin, den Brief aufhebend — „also eine Aurelie hat der Mosje Robert? Na, 's ist recht hübsch — o, der Absalom!"

Des alten Herrn Stimme, der recht heftig und erzürnt mit Jemandem sprechend in das Nebengemach trat, rief Cordelchen zur Besinnung zurück. Sie wischte schnell die Thränen ab und trat vor den Spiegel, um wo möglich jede Spur derselben zu verbergen.

„Was wollen Sie denn da machen, Mamsell?" fragte Christel ganz perplex.

„Der Vater darf nicht bemerken, daß ich geweint habe," antwortete das junge Mädchen mit vor Schmerz zitternder Stimme. „Ach, mein Gott, das wäre ein Todesstoß für ihn, wenn er wüßte, daß sein Robert...."

„Ne, g'rade soll er's wissen und muß es auch," entgegnete Christel — „so was nehm' ich nicht auf mein Gewissen, Hehler ist so gut wie Stehler, und ich bin eine

patriotische Frauensperson. Na, das fehlte noch! — vertuschen!"

„Christel, könntest Du in mein Herz sehen, wie unglücklich das jetzt ist — ach, Du würdest Mitleid mit mir haben. Ist es denn nicht genug, daß ich leide? — Soll denn auch der gute alte Vater noch so schweren Kummer tragen? Nein, nein, wir müssen schweigen, das hieße ihn um's Leben bringen."

„Hören Sie, Mamsell Cordelchen, wie der Robert noch ein kleiner Junge war, hat er viel dumme Streiche gemacht, den Leuten die Fensterscheiben mit Thonkugeln aus seinem Blaserohre eingeschossen und eine Menge anderer Teufeleien mehr — ich habe vertuscht, was nur zu vertuschen möglich war, daß Vater und Mutter Nichts erfuhren, denn sehen Sie, ich habe den Jungen lieb gehabt, daß mir jede Strafe, die er kriegte, so weh that, als wenn ich sie bekäme — habe manche Fensterscheibe aus meiner Tasche für den lieben wilden Jungen bezahlt, ich, der arme Dienstbote! aber jetzt schweigen, jetzt — ne, so eines Verbrechens mache ich mich nicht theilhaftig."

„Ach, wie soll das werden!" hauchte Cordelchen trostlos und verzweifelnd vor sich hin.

D'rin im Zimmer war sehr heftig gesprochen worden; Beide hatten an der Stimme den Herrn Klausberger erkannt, der beim alten Herrn war, welchen Letzteren sie jetzt mit dem Ausdrucke des größten Zornes sagen hörten:

„Hallunken sind es, gottvergessene Schurken, nichts Anderes! Hängen den Mantel des Patriotismus um, wie der Wolf den Schafspelz, und tragen im Herzen den schändlichsten Verrath. Das sage ich Ihnen, Herr Klausberger — und Gott möge mich strafen, wenn mein Mund anders redet, als mein Herz denkt! — Wüßte ich einen Blutstropfen in mir, der das Gift des Verraths an König und Vaterland in sich trüge, ich durchbohrte mir selber das Herz, um mit dem Leben auch zugleich den mit Verrath geschwängerten Tropfen in meinem Blute zu tilgen."

Während Herr Klausberger einige Worte erwiderte, traten Beide in das Zimmer, wo sich Cordelchen und Christel befanden. Die Erstere zitterte am ganzen Körper und warf einen angstvoll flehenden Blick auf die Magd, die, von demselben bestimmt, das verhängnißvolle Billet schnell unter ihre Jacke schob. Cordelchen athmete tief auf, als sie das sah, ihr Herz fühlte sich von der großen Angst erleichtert.

„Nun, Mamsell Cordelchen, wie geht's Ihnen?" fragte Klausberger — „mein Gott, Sie haben ja feuerrothe Augen — doch nicht etwa geweint?"

„Nein, der Schnupfen, Herr Klausberger — sonst Nichts."

„Weswegen sollte denn meine liebe, kleine Hausverwalterin auch weinen? — Wüßte doch wahrhaftig keinen Grund," bemerkte der alte Herr.

Draußen klingelte es heftig.

„Da will sich wohl Einer an unserer Klingel aufhängen," brummte Christel und verließ das Zimmer.

Nach einigen Wechselreden empfahl sich Herr Klausberger.

„Besuchen Sie mich bald wieder," sagte der Obersteuereinnehmer, ihn nach der Thür begleitend — „ach, es ist wohlthuend, in dieser Zeit des Unheils einen treuen sächsischen Mann zum Freunde zu haben."

Als sie bereits an der Thür standen, fragte Klausberger, zu Boden schauend: „Was liegt denn da? — ein Brief an Dero Herrn Sohn!"

„An meinen Robert?" fragte der alte Herr erstaunt.

„Er ist mein! geben Sie ihn mir!" rief Cordelchen, in größter Angst hinzueilend, und vergaß sich so sehr, daß sie das Billet dem alten Herrn aus der Hand reißen wollte.

„Cordelchen! Was ist denn das?" fragte dieser, mehr bestürzt als verletzt durch dies ihrer sonstigen Sanftmuth ganz widersprechende Benehmen.

Cordelchen erkannte, wie ihre große Angst sie zu einem Unrecht verleitet habe, sie wollte des alten Herrn Hand ergreifen und ihn um Verzeihung bitten. Der aber entzog sie ihr und sagte: „Laß das — laß das! Ich hätte nie geglaubt, daß Du je die Ehrerbietung gegen mich aus den Augen setzen könntest."

„Auch das noch! o mein Gott!“ rief Cordelchen weinend und fiel wie zerschmettert auf einen nahestehenden Stuhl nieder.

Der Obersteuereinnehmer wollte seine Mißstimmung über diesen Vorfall verbergen, er versuchte, der unangenehmen Scene, deren Zeuge Herr Klausberger geworden, eine andere Wendung zu geben und sagte mit einem mißlungenen Lächeln, denn er verstand sich nicht auf die Kunst der Verstellung: „Ich wette, es soll eine Ueberraschung mir bereitet werden — mein Geburtstag ist bald — und deshalb ist Cordelchen so außer sich, weil sie denkt, daß nun Alles verrathen ist. Aber das soll ihre Strafe sein, daß ich jetzt den Brief lese.“

Somit entfaltete er das Billet, welches Christel unachtsamer Weise verloren; aber als er einige Zeilen gelesen, glitt es ihm aus der Hand, und während sein Antlitz von Leichenblässe überzogen wurde, griff er mit der Hand wie tappend nach der Wand, als fürchte er zu Boden zu sinken.

„Mein Himmel, was ist denn so Fürchterliches in dem Briefe?“ fragte Klausberger bestürzt.

„Lesen Sie... lesen Sie... ich kann nicht!“ stammelte der alte Herr.

Cordelchen eilte zu ihm warf sich vor ihm auf die Kniee, drückte ihre thränennassen Augen auf seine zitternden Hände und rief: „Ach, warum gaben Sie mir dieses Blatt nicht!... ich...“

„Lesen Sie!... lesen Sie!" drängte Herr Rudloff, sich zusammenraffend — „ich muß Alles wissen!"

Mit wankender Stimme las Klausberger den verhängnißvollen Inhalt.

Der alte Herr blieb eine Weile starr, als habe ihn ein Blitz getroffen, dann entrang sich ein Weheschrei seiner Brust und ohnmächtig sank er in Klausberger's Arme.

Das war ein Todesstreich für den alten Herrn. Nichts würde ihn so hart, so empfindlich an der Wurzel seines Lebens berührt haben, als der Gedanke, seinen Sohn im Bunde mit den Feinden seines Königs und des Vaterlandes zu wissen.

„Das habe ich nicht verdient, daß mir mein Gott solchen Gram in's Herz schickt!" rief er ein Mal um's andere — „mein eigen Fleisch und Blut wird zum Verräther! Mit Unehren und Kummer muß ich in die Grube fahren... ach, ich bin zum Hiob worden und des Herrn Hand ruht schwer auf mir."

Klausberger versuchte ihn darauf aufmerksam zu machen, wie aus dem Briefe doch deutlich zu ersehen sei, daß Robert sich abgewendet habe von Denen, die ihn verführen wollten.

„Herr!" sagte der greise Mann — „das redet Ihr Herz, Sie möchten mich trösten, aber das ist ein schweres Stück Arbeit, an dem Sie zu Schanden werden müssen, denn Sie haben vergessen, wie der Teufel selber die Mittels-

person macht in dem schandbaren Complott. Nicolai *)... der Name allein schlägt all' meine Hoffnung nieder."

„Wissen Sie denn nicht, wer Nicolai ist?"

„Ach ja, Herr Rudloff, den Verräther kennt ja Jedermann," stimmte Jener bei.

„Und jetzt wird mir Alles klar... Alles!" fuhr der Obersteuereinnehmer fort — „vor ein paar Tagen sagte mir Herr Actuar Goldmann, er habe meinen Robert in Gesellschaft Nicolai's und einiger Herren und Damen in Pillnitz gesehen. Ich hielt es für eine Täuschung; Robert leugnete, als ich ihn fragte, ob er in Pillnitz gewesen? — Sehen Sie, das stimmt Alles überein."

Herrn Klausberger mangelten Gründe, den so schwer betroffenen Greis zu überreden, daß Robert sich doch den verführerischen Lockungen entzogen haben könne. „Wann ist denn der Brief geschrieben?" fragte der Obersteuereinnehmer. „O, er ist noch ganz neu," entgegnete Klausberger, aber er schwieg bestürzt, als er das Datum in dem Briefe nachsah, er war vor vierzehn Tagen geschrieben.

---

*) Nicolai war Garnisonsprediger, das Haupt der preußenfreundlichen Partei. Im Munde der Dresdener cursirte damals ein Spottgedicht auf ihn, in dem er mit dem unbußfertigen Schächer am Kreuze verglichen wurde. Nach der Theilung Sachsens erhielt Nicolai in Preußen eine höhere geistliche Stellung als Lohn seiner Verdienste. Manche Leser werden sich vielleicht dieses Mannes noch erinnern.

„Sehen Sie — Goldmann hat sich nicht getäuscht!“ sagte der alte Herr.

Cordelchen saß ganz still und ihre Augen mit dem Tuche verhüllend. „Cordelchen, komm her zu mir!“ rief Herr Rudloff, und als das Mädchen bei ihm stand, fuhr er mit zitternder Stimme fort: „Du armes Kind, wir haben Beide unser Bestes verloren — ich den Sohn, Du den Verlobten! Das ist eine harte Prüfung, mich wird sie wohl umbringen, denke ich; aber wir wollen treu zusammenhalten bis an das Ende, nicht wahr, mein Herzblatt?“

Das Mädchen fiel ihm um den Hals, und ihr Schluchzen verrieth, wie sehr der Schmerz ihr Herz zerriß.

„Herr Klausberger,“ hob der Obersteuereinnehmer nach einer Pause an, indem er auf Cordelchen deutete — „das ist ein Herz, das sich selbst vergißt! Mein Cordelchen, jetzt sehe ich's wohl ein, was Dich bewog, mir den Brief entreißen zu wollen. Du glaubtest, mir den Jammer ersparen zu können, der jetzt über mich hereingebrochen, und wolltest allen Gram auf Dich allein häufen — Du armes Ding, für Zweie ist er noch viel zu schwer, wie hättest Du ihn allein ertragen können!“

Klausberger drang in den alten Herrn, daß er ein väterliches Wort der Ermahnung an Robert richten solle.

„Nein, mein Freund, mein Sohn ist Mann; er weiß,

was seine Pflicht ist," entgegnete Jener — „lassen wir ihn seinen Weg gehen."

„Ich hätte Sie nicht für so starr und hartherzig gehalten," bemerkte Klausberger.

„Alles hat seine Grenzen," antwortete der Greis nach einem langen Schweigen.... „es soll nicht heißen, die gerechte und heilige Sache gehe betteln bei dem Verrathe. Erinnern Sie sich, Freund, daß ich mit den Meinen zur selben Zeit, als die Leipziger Schlacht geschlagen wurde, mich in Leipzig befand, weil der Letzte meiner Verwandten auf den Tod darnieder lag?"

„Ich entsinne mich dessen, ja," sagte Jener.

„Nun, so hören Sie! Nie vergesse ich jene Stunde, als Friedrich August, unser König, mit Gemahlin und Tochter Abschied nahm von den wenigen Getreuen, die ihn damals umgaben. Die Nacht lag schwarz auf der Stadt — es war noch nicht vier Uhr des Morgens — eine Escorte von 120 Kosaken hatte sich aufgestellt, um ihn von Leipzig hinweg in die Haft nach Berlin zu geleiten. Herr! Herr! da konnte wohl ein Männerherz brechen vor Kummer und Gram. Die Abreise des Königs (am 23. October 1813) war so früh auf seinen eigenen Wunsch festgesetzt worden, um jedes Aufsehen, jeden Ausbruch des Unwillens gegen seine Dränger zu vermeiden, nur Wenige hatten die festgesetzte Stunde erfahren, und zu diesen Wenigen gehörten ich und mein Sohn. Wir

harrten in der Hausflur auf jenen Moment, wo der König erscheinen sollte, um in den Wagen zu steigen. Endlich kam dieser Augenblick.“ — Der Greis ließ hier eine kurze Pause eintreten, die Erinnerung war zu mächtig in ihm aufgeregt. Dann ergriff er Klausberger's Hand mit einer Hast, die diesen fast erschreckte, und fuhr fort: „Schweigend kam der unglückliche Monarch mit Gemahlin und Tochter, begleitet von seinen Dienern, die Treppe herab, auf Aller Antlitz lag tiefe Trauer, nur er allein behauptete jenen ruhigen, milden Ernst, der, eine Eigenthümlichkeit seines Charakters, ihn auch in Stunden der Freude nie verlassen hatte. Die Königin verhüllte ihre Augen mit dem Tuche, und Prinzeß Auguste hing an dem Arme ihres königlichen Vaters; die Scheidestunde vom Vaterlande verkündete sich in einem Strome schmerzlicher Thränen, die über ihre bleichen Wangen rollten. Den weinenden Blick auf uns gerichtet, die wir in tiefer, stummer Trauer in der Hausflur standen, machte sie den König, der uns nicht bemerken zu wollen schien, auf uns aufmerksam. Er blieb stehen und ließ den Blick über uns hinstreifen, und da er sah, wie wir unsere Thränen nicht verbergen konnten, sagte er tief ergriffen: „Tragen wir das Unvermeidliche als Männer — wir bedürfen beiderseits des Muthes. Ich danke Euch für dies Zeichen Eurer Liebe, es wird ein Trost für mich in der Gefangenschaft sein. Lebt Alle wohl!“ — Uebermannt von den schmerzlichen Gefühlen einer solchen Trennung

streckte er die Hand nach uns aus, als wollte er uns segnen. Ich war der einzige Dresdener, den er kannte. „Grüßen Sie meine Dresdener!“ sagte er. Damals war Robert, der neben mir stand, so ergriffen, daß er, sich seinen Empfindungen gänzlich überlassend, vor ihm weinend in die Kniee sank. „Wer ist der junge Mann?“ fragte der König. — „Mein Sohn, Majestät!“ — „Halten Sie die Treue fest, junger Mann, stehen Sie fest zu mir im Unglück, wie Ihr Vater, die Treuen sind meine Freunde — vergessen Sie das nicht!“ Mit einem halblauten Lebewohl, das die große Bewegung seines Herzens anzeigte, entfernte er sich rasch — bald darauf deuteten das Fortrollen der Wagen und die Hufschläge der Pferde seiner Escorte, daß er uns — vielleicht auf immer — entrissen sei.“

Jetzt folgte eine lange Pause, der Greis ließ das silberweiße Haupt auf die Brust niedersinken und verharrte lange in dieser Stellung, dann richtete er sich in die Höhe und sagte zu Klausberger: „Wer den Eindruck eines solchen Augenblicks vergessen kann, der ist verloren, und jedes Wort der Mahnung an ihm.“

Aber die scheinbar starke Körperkraft des greisen Royalisten brach unter der Einwirkung des heftigen Seelensturmes, der ihn so unerwartet überrascht hatte; er fühlte sich krank und unfähig, das Lager zu verlassen, und so war der stille Friede des Hauses in tiefe Trauer verwandelt.

Der alte Herr hatte ein wahres Wort gesprochen, er hatte den Sohn, Cordelchen den Verlobten verloren. Nur ein so sanftes, duldendes Wesen, als die Letztere war, vermochte den gewaltigen Schmerz, den die Entdeckung, daß Robert eine Andere liebe, in ihr Herz geworfen hatte, in die Schranken stillen, ergebungsvollen Leidens zu zwingen; keine Klage entschlüpfte ihrem Munde, um den kranken, so tief erschütterten Greis nicht in Aufregung zu bringen. Freilich war dieser Zwang für sie ein schweres Opfer, da sie mit aller Inbrunst des Herzens an Robert hing und das Bewußtsein, ihm Nichts mehr zu sein, ein tiefer, nagender Schmerz war. Christel, die sich mit ihr am Krankenlager des alten Herrn ablös'te, gab ihr den Rath, eine Unterredung mit Robert herbeizuführen, es könne doch sein, daß er in sich ginge. „Der alte Herr ist härter als Fels, aus dem würde Moses keinen Tropfen herausschlagen," sagte Christel, — „hätte 's ihm nicht zugetraut; aber das starrköpfige Wesen bringt auch keinen Segen, 's macht 's Uebel noch ärger. Müßte doch mit Kräutern zugehen, wenn Herr Robert gar kein Herz mehr für eine Ermahnung haben sollte. Herr Gott, 's war ein wilder Junge, der Robert; aber ein gutes Gemüth hatte er doch, das muß ich ihm nachsagen."

Durch derlei Reden fühlte sich Cordelchen bestimmt, mit Robert zu sprechen, so schwer es ihr auch wurde, denn der Gedanke, daß Robert glauben könne, daß sie sich

seiner neuen Liebe entgegenstellen wolle, war für sie ein außerordentlich peinlicher. „Was wiegt denn aber mein Glück gegen das Bewußtsein, ihn aus den Fallstricken der Verräther an König und Vaterland gerettet zu haben? Nichts, gar Nichts! Ich will jedem Anspruche auf sein Herz und seine Liebe entsagen, wenn er nur zurückkehrt aus der Gesellschaft der Bösen," sagte Cordelchen zu sich. Freilich standen ihr die Augen voll Thränen bei dem Gedanken, daß er sie einer Anderen habe aufopfern können; aber ihr Entschluß war fest, und die Möglichkeit, ihn zurückzuführen auf den Weg des Rechtes und der Pflicht, dem alten Herrn, ihrem väterlichen Wohlthäter, eine friedenvolle Sterbestunde bereiten zu können, lieh ihrem edlen Herzen eine Begeisterung, die sie den schweren Vorsatz auch mit ganzer Seele festhalten ließ.

Robert glich in seinem Vaterhause dem mit dem Zeichen des Herrn gebrandmarkten Kain. Er mied jede Begegnung mit Cordelchen und seinem Vater, kam in der Nacht nach Hause und verließ am frühen Morgen die Wohnung wieder. Wenn er indeß auch in der Nacht beim Nachhausekommen mit Niemand zusammentraf, so geschah dies doch früh mit der alten Magd. Christel hatte einige Tage lang ein stoisches Schweigen gegen ihn beobachtet; aber eines Morgens entlud sich das Gewitter, das sie mit vieler Ueberwindung bei sich zurückgehalten. Robert verlangte in sehr barschem Tone den Kaffee, und

Christel fuhr, die Hände in die Seite stemmend, los: „Nu, verzeih' mir's Gott! Sie thun ja, als wenn Sie der leibhaftige Kaiser von Fezzemarokko geworden wären — warum denn dieses? Ich möcht's wissen. Denken Sie vielleicht, weil Sie jetzt allein laufen können, und die alte Christel Sie nicht mehr zu gängeln braucht, Sie könnten mit ihr Pudelhund spielen? Noch lange nicht. Schämen Sie sich — wenn ich nicht gewesen wäre, hätte der Herr Papa Ihnen vor Zeiten das Jäckel öfters ausgeklopft, ich hab's vertuscht, ich! Das war ein Eselsstreich von mir, das weiß ich recht wohl — 's hätte Ihnen gar Nichts schaden können, wenn's mehr gesetzt hätte. Und für meine Gutmüthigkeit wollen Sie mich jetzt maltraitiren? Machen Sie mir die Schecke nicht scheu — unser Eins ist nicht von Marzipan und Pfefferkuchen — mich kennen Sie noch gar nicht, Herr Robert."

Wenn nicht der Zufall Jemanden, der an der äußeren Thür klingelte, dazwischen geführt hätte, würde Christel's gewaltige Zungenkraft, die nicht so leicht zu beschwichtigen war, jedenfalls eine Scene herbeigeführt haben, welche nicht ohne Folgen geblieben sein würde. Doch Robert schien jede Fortsetzung des Beginns einer solchen Scene aus guten Gründen vermeiden zu wollen; als Christel zurück in sein Zimmer kam, war er bereits fort. Cordelchen erfuhr den Vorfall und sah sich genöthigt, ihr Vorhaben, mit Robert zu sprechen, so bald als möglich in's

Werk zu setzen, denn von Christel war eine Wiederaufnahme der glücklicher Weise gestörten Scene als gewiß bevorstehend zu fürchten, da sie sich als ein Familienglied betrachtete, das auch eine Stimme habe. Robert kam die folgende Nacht nicht nach Hause, erst gegen die Mittagsstunde des andern Tages; er wußte, daß sein Vater gewöhnlich um 11 Uhr Vormittags auszugehen pflegte und hielt sich also vor jeder Begegnung mit ihm sicher.

Cordelchen öffnete ihm die Thür, er wollte mit einem flüchtigen Gruße an ihr vorbeischlüpfen, sie hielt ihn sanft am Arme zurück. „Der Vater ist krank," sagte sie, — „willst Du nicht auf einen Augenblick zu ihm gehen?" — „Später, später.... jetzt bin ich pressirt," antwortete der Referendar. — „Er ist schon an sechs Tage krank," bemerkte Cordelchen. — „Mein Gott!.... warum habt Ihr mir denn das verschwiegen? es ist abscheulich von Euch." — „Sollte es nicht ein größeres Unrecht von Dir sein, daß Du so lange nicht um den Vater Dich gekümmert hast?" wandte Cordelchen dagegen ein, und in ihrem Herzen fühlte sie eine wohlthuende Freude, als sie auf seinem Gesichte den Ausdruck großer Bestürzung las. Das erschien ihr als Zeichen, daß er noch nicht ganz verloren, und noch das heilige Gefühl der Kindesliebe in seinem Herzen lebe. Wie er so neben ihr stand, den Blick scheu zur Erde gesenkt, glaubte sie an die Möglichkeit, daß es gewiß nur einer Verständigung mit dem Vater bedürfe, um den

Schlingen der Verlockung ihn zu entreißen. „Geh' mit mir zum Vater," bat sie sanft.

Robert setzte keinen Widerstand entgegen, in diesem Moment schien ihm die Willenskraft zu fehlen; aber als sie in das Zimmer traten, durch welches sie gehen mußten, um in das des alten Herrn zu kommen, machte er sich plötzlich von Cordelchen los unter den Worten: „Nachher, nachher — jetzt kann ich nicht!" Doch das Mädchen vertrat ihm die Thür, sie hielt ihn mit beiden Händen zurück. „Zwinge mich doch nicht, einen Krankenbesuch zu machen, ich fühle mich jetzt nicht disponirt dazu," sagte er. — „Nein, nein, ich lasse Dich nicht, Robert!" rief Cordelchen in größter Angst, sich fest an ihn klammernd. „Es kann ja nicht möglich sein, daß Du so tief gesunken sein solltest, um Deinen Vater verlassen zu können. Haben sie Dir denn wirklich mit dem Herzen jeden guten Gedanken, jedes heilige Gefühl gestohlen?"

Robert riß sich gewaltsam von ihr los. „Was fabelst Du denn vom Herz stehlen?" rief er — „Ihr seid wohl von der Tarantel gestochen, daß Ihr Euch solchen Wahnsinn in den Kopf setzet? Weg da — laß mich hinaus — der Satan mag solchen Unsinn anhören, ich nicht!"

Cordelchen sank vor der Thür auf die Kniee. „Zertritt mich," sagte sie; „so lange meine schwache Kraft ausreicht, will ich Dich zurückhalten. O mein Gott, hilf mir doch, zu seinem Herzen einen Weg zu finden!"

Robert wollte sie auf die Seite drängen, um den Ausgang zu gewinnen, er hatte ihr weh gethan, sie stieß unwillkürlich einen Schmerzensschrei aus. Robert fuhr erschrocken zurück.

„Das bist Du nicht, der Das an mir thut, das ist der böse Geist des Verrathes, der Dich umstrickt hat und zum schlechten Menschen machen will," redete Cordelchen. „Ach, Robert, höre mich an — 's ist Deinetwegen, nicht meinetwillen, daß ich zu Dir reden muß — der Vater ist krank aus Gram um Dich, daß Du dem Könige und Vaterlande die Treue gebrochen hast und in Gesellschaft der Bösen und Verräther Dich befindest; er hat Alles erfahren, und das hat ihn so hart niedergeworfen."

Robert schien für den ersten Augenblick der Gewalt des Schreckens, sein Thun entdeckt zu sehen, zu unterliegen, sein Gesicht zeigte eine tiefe Blässe, er schien unfähig, sich der Bestürzung, die sich seiner bemächtigt hatte, entreißen zu können. Cordelchen glaubte dies als einen Sieg über die böse Macht in seinem Herzen zu betrachten und redete weiter zu ihm:

„Robert, laß mich doch so glücklich sein, Dein guter Engel zu werden, der zu Deiner Seele spricht und Dich behütet vor den Fallstricken, die schlechte Menschen Dir gelegt haben. Ach, wie habe ich mich um Deinetwillen gehärmt und meine Nächte sind schlaflos gewesen. Gott sieht uns, Robert, er ist Zeuge, daß nur Dein Glück,

Deine Ehre mir am Herzen liegen, daß ich nicht an mich denke. Sieh, ich gebe Dir jeden Anspruch, den ich an Dich haben könnte, zurück, ich weiß kein größeres Opfer, das ich bringen könnte — Du liebst eine Andere, sei glücklich mit ihr; aber erhebe Dich und verlasse den Pfad des Verraths, auf den sie Dich verlockt haben, Robert, ich…“

Während ein heftiger Thränenstrom die Worte Cordelchens unterbrach, glühte in Robert's Herzen jener wilde Zorn auf, der stets die Folge der Entdeckung bei Verräthern zu sein pflegt, wir meinen jene trotzige Wuth, sich der unangenehmen Lage, sich gebrandmarkt zu sehen, entreißen zu wollen.

„Wie? Bin ich ein Knabe, der unter Controle steht?“ rief er — „Ihr umspionirt mich also? Dem will ich ein Ende machen! Weg da — aus dem Wege — ich will Nichts mehr mit Euch zu schaffen haben!“ Indem er Cordelchen auf die Seite stoßen wollte, umklammerte ihn das Mädchen wie in Todesangst und hielt ihn mit aller ihr zu Gebote stehenden Kraft fest.

„Laß sie los, Verräther!“ rief plötzlich die Stimme des alten Herrn, der, von Christel unterstützt, in der Thür des Nebengemachs stand, ein Bild großer physischer Hinfälligkeit. Die väterliche Stimme wirkte gleich Posaunenton auf Robert; als ob ihn ein Blitz getroffen, wankte er

zurück. Ein fürchterliches Schweigen lastete für einige Sekunden auf den vier Personen.

„Vater!“ stammelte Robert. Die Erscheinung des Greises, wie derselbe mit dem ehrwürdigen silberweißen Haupte und bebend vor Zorn an allen Gliedern vor ihm stand, erschütterte ihn so sehr, daß er zitternd den Blick zu Boden senkte.

„Schweig, Entarteter — ich will nicht Dein Vater, nicht theilhaftig der Schande des Verrathes sein, der auf Dir lastet. Zwischen uns giebt es hinfort keine Brücke mehr, Kain an König und Vaterland! Gehe hin zu Deinen Spießgesellen... ich fluche der Stunde, in der Du mir geboren wurdest!“

„Vater! Vater! stoße ihn nicht von Dir, es ist Dein Sohn!“ rief Cordelchen, zu dem Greise eilend und ihn umschlingend.

„Ich habe keinen Sohn! keinen ... Sohn!“ Ein Fieberschauer schien den Greis zu durchrütteln, er sank bewußtlos in die Kniee, von Cordelchens und Christel's Armen vom gänzlichen Niederfall zurückgehalten. Ein Weheschrei aus dem Munde Beider durchschrillte das Zimmer.

Wie von den Furien der Hölle getrieben, floh Robert den Anblick, den die zusammengebrochene Gestalt seines Vaters bot.

Ein köstlicher lauer Augustabend hatte eine ziemlich bedeutende Menge Dresdener in der Restauration im Cosel'schen Garten versammelt. Ein sanfter West kräuselte die kleinen Wellen des Elbstromes und flüsterte vertraulich in den Wipfeln der hohen Kastanienbäume in dem genannten Garten; die bald sich zum Untergange neigende Sonne streute ihre Lichter durch die Blätternacht, so daß es fast schien, als hüpften, da die Blätter im linden Luftzuge sich hin- und herneigten, einzelne Flämmchen des Sonnengoldes in muthwillig kosendem Spiele auf und nieder, einander haschend und plötzlich wieder verschwindend. Immer mehr füllten sich die weiten Räume des Gartens mit wohlgekleideten Gästen; aus dem Luxus, der hier entfaltet wurde, und der ernsten, feierlichen Haltung der sich rasch mehrenden Zahl der Besucher konnte man deutlich erkennen, daß nicht allein der reizende Abend die Ursache des Erscheinens so vieler Personen war, sondern ein besonderer Grund sie hier zusammenführte. Es war der dritte August, der Namenstag des gefangenen Sachsenkönigs, der sonst immer mit Jubel und Lust gefeiert worden war; heute aber waltete die Hand der gestrengen Vormünder über der Feier, um sie nirgends zur Ausführung kommen zu lassen. Der Cosel'sche Garten war indeß heute zum Sammelplatze der Patrioten aller Stände geworden. Der Wirth nämlich hatte durch Maueranschlag bekannt gemacht, daß er an diesem Tage außer der

Mittagstafel und Concert (welches in diesem Etablissement sehr oft stattfand) auch eine Illumination zur Feier des königlichen Namenstages veranstalten werde. Die russische Polizeidirection vermerkte dies indeß sehr übel, und unter Strafandrohung wurde der Wirth gezwungen, die Zettel von den Straßenecken wieder abreißen zu lassen.

Obwohl dies ruchbar geworden, so ward doch der Garten, wie wir bereits erwähnt, an diesem Nachmittage und Abende außerordentlich zahlreich besucht; Jeder hielt seine Gegenwart für einen thatsächlichen Beweis seiner Gesinnungen. Leute aus allen Ständen fanden sich hier zusammen, die Offiziere der in Dresden garnisonirenden sächsischen Truppen fehlten nicht, jeder Rangunterschied schien heute ausgeglichen, und wenn diese Gesellschaft kraft russischen Befehles sich jedes lauten Ausdruckes der Liebe gegen den abwesenden gefangenen König auch enthalten mußte, so blieb ihr doch wenigstens das Vergnügen, die herumschnüffelnden Polizisten, die für's Leben gern einen Fang gethan hätten, auszulachen. Das gewöhnliche Musikcorps durfte zwar concertiren, aber ein vom Wirth extra bestelltes zweites mußte den Garten verlassen, sowie denn auch den sächsischen Offizieren und anderen Personen das Speisen an größeren Tafeln verboten wurde.

Allmählig legte die Dämmerung ihren Schleier über das reizende Elbthal, und die gewöhnlich stattfindende Erleuchtung des Gartens, der seines Baumreichthums

wegen ohnehin in tiefem Schatten lag, erhellte die immer mehr sich verdüsternden Baumgänge. Auf einer Terrasse an der den weiträumigen Garten gegen die Elbe abgrenzenden Mauer hatte sich ein kleiner Kreis von Freunden und Bekannten des alten Herrn Rudloff gesammelt, denn an diesem ihnen so feierlichen Tage feierte auch der Greis seinen ersten Ausgang nach hartem Krankenlager, von dem er nur durch die sorgsamste Pflege Cordelchens und der alten Christel wieder erstanden war; aber Niemand konnte sich bei dem Anblicke des bleichen greisen Mannes darüber täuschen, daß seine Lebenskraft gebrochen und sein jetziges Auferstehen vom Krankenlager nur dem Aufflackern eines Lampenflämmchens gleiche, das noch einen nährenden Tropfen Oel erfaßt hat, nach dessen Verzehrung aber verlöschen muß. Cordelchen saß ihm zur Seite, sie war ja das einzige Wesen noch, an das er sich mit den Banden der Liebe gefesselt hielt, denn der Sohn war für ihn gänzlich verloren. Er hatte gleich am selben Tage noch, als der alte Herr die Stunde seiner Geburt verfluchte, die väterliche Wohnung mit einer andern vertauscht und befand sich als Commissair bei der russischen Polizeidirection. Seit jenem Tage war keine Annäherung zwischen Vater und Sohn geschehen, über des Greises Lippen auch seit jener Stunde kein Laut gekommen, der darauf hingedeutet hätte, daß sich eine Erinnerung an Robert in seinem Vaterherzen geltend mache, und einige Versuche Cordelchens,

die unter diesem Verhältnisse und bei der Liebe, die sie auch jetzt noch für den treulosen Robert empfand, außerordentlich litt, hatten nur den Zorn des alten Herrn erregt; er hatte ihr für immer Schweigen anbefohlen. Cordelchen war in der That sehr traurig, denn das Bewußtsein, daß Robert sogar sich öffentlich, indem er als Beamter der verhaßten Polizeidirection fungirte, auf die Seite der Feinde gestellt, machte die Scheidewand zwischen ihm und seinem Vater zur eisernen Schranke, die, wie es schien, durch kein Ereigniß mehr zum Fallen gebracht werden konnte. — Wir wenden uns zur Schilderung der kleinen Ereignisse an jenem dritten Augustabend zurück.

Der alte Herr ließ den Blick hinüberstreifen nach den Thürmen der Altstadt und senkte ihn dann nieder auf den in Dämmerung sich verhüllenden Strom, von dem das tactmäßige Plätschern von Ruderschlägen heran- oder vorbeischwimmender Boote herübertönte. „Ach, welche Täuschung, welch' Trugbild!" seufzte Herr Rudloff — „sollte man nicht meinen, der Gottesfriede breite sich über unser gutes Dresden aus, wie es still und traulich da liegt im Abenddüster, einer ruhig schlummernden Mutter gleich, die alle ihre Lieben behütet weiß."

„Nun, mein ehrwürdiger Freund," tröstete Klausberger, „steht es denn nicht in der Schrift: „Es müssen Aergernisse kommen!" und haben wir denn nicht den Trost in uns, daß unsere Partei im Bewußtsein und im Herzen

des Volkes wurzelt? Denken Sie sich die Möglichkeit, daß Zeiten nach uns kommen können, wo umgekehrt nur ein kleines Häuflein so denkt wie wir, und mit solcher herzinnigen Treue an König und Vaterland hängt wie wir, daß vielmehr der größte Theil des Volkes sich darnach sehnt, das Ziel zu erreichen, welches jetzt zum Glück nur wenige Sachsen zu erstreben suchen."

„Preußisch zu werden?" rief der Greis auffahrend — „ach, Herr Klausberger, das ist ein verrätherischer Gedanke — möge ihn Euch Gott verzeihen! Der alte morsche Leib wird doch nicht so lange halten, daß ich noch solcher Zeit Zeuge sein sollte!"

Die Unterhaltung, welche bis jetzt vereinzelt nur gruppenweise die kleine Gesellschaft belebte, wandelte sich durch den raschen Hinzutritt eines Mitgliedes derselben zur ungetheilten Aufmerksamkeit, denn man erfuhr, daß so eben der General-Polizeidirector sich in Begleitung des Stadt-Polizeipräsidenten und mehrerer anderer Herren eingefunden habe.

„Hole der Teufel ihn und seine ganze Sippschaft!" rief Einer, seinem Unmuthe freien Lauf lassend.

„Ruhig," verwies Klausberger — „ich wette mein Leben darauf, sie werden mit Vivat und Donner weggebracht werden."

„Wie denn das?" fragten Mehrere.

Klausberger lächelte und sah nach der Uhr. „Ich

nehme mir heute die Freiheit, Euch mit einem einfachen Lößnitzer zu tractiren," sagte er — „mindestens meine ich, daß ein sächsischer Wein wohl zum Vivatsjubel ehrlicher und patriotischer Sachsen paßt. Heda, Kellner! halb Dutzend vom besten Lößnitzer!"

„Weiß der Kukuk, an allen Tischen fordern sie jetzt Lößnitzer, als wenn's verabredet wäre," brummte der Kellner vor sich hin, und in der That war es auch so; selbst ärmere Bürgersleute, die sonst nur beim Glase Bier sich gütlich zu thun pflegten, commandirten mit sichtbarem Selbstgefühl eine Flasche Lößnitzer; binnen einer Viertelstunde sah man auf allen Tischen Weinflaschen, jedoch unentkorkt, als warte man des geeigneten Augenblicks.

Jetzt schlugen die Thurmuhren die neunte Stunde, die Gläser wurden gefüllt — nach einer kurze Pause fiel ein Pistolenschuß im Garten. Plötzlich prasselten längs des jenseitigen Ufers eine Menge Kanonenschläge auf und der hundertstimmige Ausruf an allen Tischen in Cosel's Garten: „Vivat Friedrich August!" durchhallte jubelnd die Dämmerung, sich unter Gläserklang, Bravorufen und Beifallsgeschrei unzählige Mal wiederholend.

Man umarmte sich unter Freudenthränen, und die fröhlichste Stimmung hob Aller Herzen zum freudigsten Ausdruck der Gefühle, und was Klausberger vorausgesagt hatte, erfüllte sich; der Herr General-Polizeidirector nebst dem Stadt-Polizeipräsidenten entfernten sich in der Ueber-

zeugung, daß sie durch den Einfall eines schlauköpfigen Patrioten in eine schiefe Stellung gekommen waren und nur die Zielscheibe des Spottes bei längerem Bleiben abgeben würden.

Jetzt herrschte die fröhlichste Regsamkeit, der ungebundenste Ausdruck des Jubels.

Mit Erlaubniß des Obersteuereinnehmers, dem die hellen Thränen der Freude über die bleichen, tiefgefurchten Wangen rollten, hatte sich Cordelchen mit einer Freundin entfernt, um einige ihrer Bekanntinnen im Garten aufzusuchen. Das lustige Gewühl in der Nähe des Restaurationslocals trennte beide Mädchen, und Cordelchen, da sie ihre Begleiterin verloren und auch nirgends ihre übrigen Bekanntinnen sah, ging zurück. In Folge des niedergedrückten Gemüthszustandes überließ sich Cordelchen, wenn sie sich allein sah, dem Nachdenken, und das träumerische Halbdunkel in den Baumgängen war für sie verlockend genug, sich ihren Gedanken hinzugeben, denn einem so sanften und leidenden Wesen wird auch selbst der Schmerz eine liebe Gewohnheit. Dabei hatte sie den Weg verfehlt und war im ersten Augenblicke darüber erschrocken; doch der Gedanke, daß der Garten ja kein Labyrinth sei, beruhigte sie und sie schritt den Baumgang entlang weiter. Am Ende desselben zeigte sich eine lichte Stelle, und unter einer Baumgruppe auf einem kleinen freien Platze befanden sich Rundbänke zum Sitzen. Es war ihr, als hörte sie

von dort her sprechen; sie ging darauf zu, aber sah sich insofern getäuscht, als sie wohl bemerkte, daß nur einzelne Spaziergänger diesen Platz besuchten, derselbe durchaus nicht zu den engeren Restaurationslocalen gehörte, die sich mehr im Innern des Gartens und nach der Elbseite zu befanden. Sie erblickte zwei Personen auf der Rundbank unter der Baumgruppe und wollte eben wieder zurückkehren, um nicht in den Verdacht der Neugierde zu kommen, als sie von den Beiden den Namen Rudloff nennen hörte. Dies bestimmte sie, einen Augenblick stehen zu bleiben, weshalb sie in den tieferen Schatten eines Baumes trat. Daß sie sich nicht geirrt, bewies ihr das Gespräch, welches sie, hier verborgen, zu hören bekam.

„Sind Sie eifersüchtig auf den Narren, Major?" fragte eine Frauenstimme scherzend. „Ah, trösten Sie sich, er ist Ihnen nicht gefährlich. Sie werden mir doch nicht zutrauen, daß ich mich so weit vergessen könnte, diesen bürgerlichen, wahnsinnig in mich verliebten Apoll wirklich zu lieben? Das wäre Beleidigung, Major."

„Dann entfernen Sie ihn von sich, Aurelie," entgegnete Jener. „Beim Teufel, ich bin nicht gesonnen, diesen Laffen als meinen Nebenbuhler noch länger zu dulden. Ich werde ihm eine Kugel durch den Kopf jagen, das wird ihn sicher beseitigen."

„Sie sind köstlich, Major! Dieser Zorn hat einen ganz othelloartigen Anstrich, ich liebe das Martialische;

aber meinem verrückten Apoll dürfen Sie doch Nichts zu Leide thun," war die unter Lachen gegebene Antwort. „Ah, man muß Mitleid mit solch' armen Schächern haben! Lassen Sie mich das auf meine Manier beendigen, er verdient ein wenig Nachsicht. Sehen Sie, Major, dieser Rudloff dauert mich wirklich. Sterblich in mich verliebt, hat er sich ganz meinem Willen gefügt, wir haben ihn trefflich benützen können. Er hat die Broschüren, welche gegen den König Friedrich August und für eine Einverleibung Sachsens in Preußen*) erschienen, in den Kreisen, wo er Zutritt hat, fleißig ausgebreitet und uns alle Dresdner Patrioten registrirt. Er hat sich ganz unserer Sache hingegeben, ja selbst mit seinem Vater, einem eingefleischten Royalisten, ist er auf immer zerfallen. Wahrhaftig, Major, ich bin nicht so grausam, um dem armen Narren ohne Umstände die Binde von den Augen zu reißen."

„So werde ich es thun, schöne Aurelie," redete der Major in etwas brüskem Tone. „War dieser Narr bisher

*) Damals erschienen eine Menge der schamlosesten Schmähschriften gegen den Sachsenkönig, um so das Volk zum Abfall von ihm und zur Hinneigung zu dem preußischen Einverleibungsplane zu bewegen. Als das pöbelhafteste dieser schändlichen Libelle darf das den Titel: „Friedrich August und sein Volk im Jahre 1813" führende bezeichnet werden.

auch als Werkzeug gut, so brauchen wir ihn doch jetzt nicht mehr. Bei Leuten dieser Art hat man den Vortheil, daß sie selbst durch den ersten Verrath um die Möglichkeit, einen zweiten zu begehen, gebracht werden, das heißt, der Verräther findet bei seinen eigenen Landsleuten keinen Glauben und ist gezwungen, ihr Feind zu bleiben, weil er nie ihre Verachtung seiner Person überwinden kann. Kommen Sie, theure Aurelie."

Indem Beide sich einige Schritte von der Baumgruppe entfernt hatten, um über den freien Raum hinweg zu gehen, hörte Cordelchen, die mit wie zugeschnürt beklemmtem Herzen dieser Unterredung gelauscht hatte, rasche Schritte seitwärts unter den Bäumen entgegeneilen. Der bereits aufgegangene Mond übergoß den kleinen freien Platz mit einem bleichen Scheine, der sie die Gegenstände vor demselben erhellt ziemlich deutlich unterscheiden ließ. In dem schnell Herbeieilenden erkannte Cordelchen Robert Rudloff; ihr Herz pochte gewaltsam, sie fühlte sich so erschrocken, daß sie sich unwillkürlich an dem ihr nächststehenden Baumstamme festhielt.

„Ha, schöne Aurelie, finde ich Sie endlich? Ich bin den ganzen Garten durchrannt, um...."

„Wahrscheinlich in die sächsischen Vivats mit einzustimmen?" unterbrach ihn der Major.

„Mein Herr, suchen Sie es vielleicht durch Beleidigung an mich zu bringen, daß ich die Gegenwart des

Fräuleins von Lichtenstein vergessen und Ihrer Absicht gemäß mich in einen Streithandel mit Ihnen einlassen soll?" rief Robert. „Sie haben sich verrechnet für dies Mal — ein ander Mal dürfte es jedoch gerathen für Sie sein, mir nicht in den Weg treten zu wollen."

„Wahnsinniger!" entgegnete der Major — „was hält mich ab, Sie auf der Stelle für diese Drohung zu züchtigen, wie sich's gehört. Fort! Aus meinen Augen! Ich verachte verrätherische Schurken, wie Sie einer sind."

Eine Pause folgte. Cordelchen bebte an allen Gliedern, ihre Brust schien vom stockenden Athem zerspringen zu wollen. Sie glaubte, Robert werde sich auf den Major stürzen und zwischen Beiden sich ein Kampf entspinnen. Von alle dem geschah Nichts, sie hörte Robert fragen: „Aurelie, können Sie auch jetzt noch verlangen, daß ich mich beherrschen soll, nachdem ich von diesem Menschen auf das Gröblichste beleidigt worden bin?"

Der Major schlug ein laut gellendes Gelächter auf. „Sie sind wirklich verrückt, wie ich sehe — Aurelie hat Recht, man muß Mitleid mit Ihrer Narrheit haben."

„Was?... was... Aurelie, das hätten Sie..."

„Aurelie ist meine Braut," fuhr der Major fort, ihm das Wort abschneidend — „Sie werden sich von nun an hüten, ihr zu nahen, wenn Ihnen nicht darum zu thun ist, ein Ordenskreuz hinsichtlich Ihrer Ritterschaft von mir zu empfangen. Sie verstehen mich wohl?"

„Aurelie! sprechen Sie — ist es möglich, daß...“

„Trösten Sie sich, mein junger Ritter,“ sagte diese leicht — „es war nicht mein Wille, Sie auf diese Art einer Täuschung zu entreißen, der Sie sich ohne meinen Willen hingegeben. Bedenken Sie selbst, wie thörigt Ihre Hoffnungen in Bezug auf mich sind! Kann ich jedoch später einmal Etwas für Sie thun, so seien Sie dessen von mir versichert. Adieu — schlagen Sie sich das aus dem Sinne, was nun einmal nicht zu ändern ist. Seien Sie vernünftig.“

Rasch und leicht am Arme des Majors glitt die schöne Verführerin aus dem Dämmerscheine des Mondes in den tiefen Schatten unter den hohen Bäumen dahin, in wenig Secunden dem Blicke Cordelchens entschwindend.

Robert glich einer Statue aus dunklem Gesteine in dem bleichen Mondenlichte, welches den kleinen freien Raum erhellte; keine Bewegung war an seinem Körper bemerkbar, der Schreck über die ihm gewordene Enttäuschung schien alles Leben in ihm erstarrt zu haben. Vor Cordelchens Augen hatte sich das Ende einer freilich in anderen Gestaltungen, jedoch täglich sich ereignenden Geschichte dargestellt. Das arme Mädchen fühlte sich so sehr erschüttert von dem, was sie so eben erlebt, daß sie bewußtlos an dem Baumstamme lehnte. Indeß dieser Zustand von Betäubung endete plötzlich, als Robert mit einem dumpf erstickten Laute auf den Rasen niederstürzte — Cordelchen

eilte zu ihm hin. In diesem Augenblicke hatte sie keinen anderen Gedanken, als ihre Liebe zu ihm.

Das Mädchen hatte sich neben ihm niedergeworfen und hielt seinen Kopf auf ihrem Knie, der schwache Mondschimmer beleuchtete die Gruppe und schien verklärt auf den sanften Zügen Cordelchens zu ruhen.

Robert hatte keinen Sinn für die Theilnahme, die ihm in diesem Momente geworden, ja er schien gar nicht zu ahnen, daß Jemand sich mit ihm beschäftige. Seinen Geist beherrschte jetzt nur das Bewußtsein der Enttäuschung, die alle seine Hoffnungen und Träume mit einem Male zerstört hatte.

„Und darum des Vaters Fluch auf mich geladen! darum gebrandmarkt als Verräther!“ schrie er plötzlich auf, und unmittelbar folgte diesem Ausdrucke der Verzweiflung ein gellendes Gelächter aus seinem Munde.

„Robert!“ Der Name tönte so weich und sanft von Cordelchens Lippen in sein Ohr, und gleichzeitig netzte eine ihrem Auge entfallende heiße Thräne sein Gesicht. Das rief das volle Denken bei ihm zurück, er blickte auf, er erkannte Cordelchen.

„Ich bin es, mein armer Robert,“ sagte das Mädchen mit bebender Stimme — „jetzt weiß ich Alles. Ach, wie haben Dich diese bösen Menschen verführt! Sie haben Dir Deinen Gott und Deinen Frieden gestohlen. Kehre zurück zu uns, mein Robert. Im Himmel ist mehr Freude

um die Rückkehr eines Bußfertigen, denn um neunundneunzig Gerechte, und der Vater..."

Die Erinnerung an den Vater schien, wie ein Funke in einen Raum mit Brennstoff, in seine Seele zu fallen. Mit Gewalt riß er sich auf.

„Nie, nie! mir ist Himmel und Erde verschlossen! Gebrandmarkt, verflucht! Ha, der Fluch... der Fluch... nie kann ich zurück! Kain! Kain! ich bin Kain vor Gott und den Menschen!"

Und wie es still ward auf dem Rasenplatze, legte sich ein sanfter Hauch des Abendwindes an Cordelchens brennende Wange und flüsterte in den Blättern der Bäume, die stumme Zeugen einer Scene geworden waren, welche ein treues Abbild des Himmels und der Hölle bot, wie Menschenherzen beide in sich offenbaren. Tief erschüttert im Innersten der Seele verließ Cordelchen den stillen, lauschigen Platz, auf dem der bleiche Mondschein als einsamer Hüter blieb.

„Ach, wie unglücklich ist er!" sagte das Mädchen vor sich hin — „wer kann ihn uns retten?"

Am 8. November **1815** erfolgte von Seiten des Fürsten Repnin die Uebergabe des Gouvernements an die königlich preußischen Bevollmächtigten, den Staatsminister Freiherrn von der Reck und den Generalmajor Freiherrn

von Gaudi. Repnin's Abschiedsrede gemäß war Sachsen somit einem anderen Vater, nämlich dem dritten Friedrich Wilhelm von Preußen, zugefallen. Der Kanonendonner, der die an der Tafel des neuen preußischen Civilgouverneurs ausgebrachten Toaste, die Gesundheit der verbündeten Monarchen betreffend, accompagnirte, verkündete dem Lande die Botschaft des Vormundschaftswechsels. Repnin reis'te unmittelbar nach einem ihm zu Ehren gegebenen Balle am **13.** desselben Monats mit gewohntem Gepränge und herzlich bedauert von seinen Schmeichlern nach Wien zum dort tagenden Congresse ab. Die neue Vormundschaft gerirte sich anders, als die abgetretene. Ein bescheidener und gemäßigter Ton sprach sich in der die Uebergabe der Verwaltung an Preußen betreffenden Bekanntmachung aus; die Verschwendungssucht Repnin's, welcher das Land als Citrone, die man auspressen müsse, betrachtete, fand in den neuen Gouvernementsvorständen keine Nachfolger. Die unter Repnin rückständig gebliebenen, oder besser, zurückgehaltenen Besoldungen, Pensionen u. s. w. wurden ausgezahlt, das unter russischer Gewalt absichtlich genährte Verbreiten von beunruhigenden Gerüchten unterblieb, und selbst die Militairlast wurde, da nur eine sehr mäßige Garnison preußischer Truppen nach Dresden kam, weniger drückend. So weit schien also Alles den Charakter einer Milderung zu tragen; freilich fehlte es auch nicht an Schattenseiten, unter welche man die ziemlich bedeutenden Gehalte rechnete,

die die Gouvernementsvorstände sich und ihrem Personale im Vergleich zu den Besoldungen der sächsischen Staatsdiener ausgesetzt hatten. Zur dunkelsten noch anderer Schattenseiten gehörte die Existenz des preußischen Kriegsraths Mühler, des würdigsten Gefährten und Nachfolgers des russischen General-Polizeidirectors, den die Dresdener auf verschiedene unerfreuliche Weise kennen lernten. Mit unnachsichtlicher Strenge verfolgte er jeden Verehrer des Königs von Sachsen, unterdrückte jede dessen Rückkehr betreffende Petition, und die Verhaftung des sächsischen Appellationsrathes Dr. Fleck, der als Patriot jene Petitionen immer nach Wien befördert hatte, die Dienstentsetzung desselben und andere polizeiliche Maßregeln waren sein Werk. Um mit Einem Zuge die Lage der Dinge in Sachsen, und namentlich die in Dresden gewaltsam hervorgerufenen, eben so unwürdigen wie traurigen Beweise von Furcht, Engherzigkeit und Kleinmuth gegenüber patriotischer Aufopferung und Muths zu schildern, diene die Thatsache, daß der Dresdener Magistrat sich bewogen fand, öffentlich (im Nürnberger Correspondenten) zu erklären, daß er sich nicht bei dem Congresse (in Wien) für den König verwendet habe oder habe verwenden lassen. Die Indignation über dies Benehmen einer Obrigkeit, die doch von Rechtswegen das Muster unerschütterlicher Treue sein sollte, war in Dresden allerdings sehr groß, und an Zeichen von Unwillen und Abscheu mangelte es nicht,

obwohl man milde genug war, zur Entschuldigung polizeilichen Zwang als Grundlage besagter Erklärung gelten zu lassen.

Eines Tages gegen Ende des Novembermonats trat in das Bureau des Herrn Mühler der Hofrath von Kiesewetter ein. Der General-Polizeidirector saß hinter hoch aufgeschichteten Actenstößen verschanzt.

„Nun, Werthester, was giebt's Neues?“ fragte er den eben Eingetretenen.

„Eben nichts besonders Erfreuliches,“ antwortete Herr von Kiesewetter — „es ist eine Herkules-Arbeit, den alten Unrath des sächsischen Patriotismus auszufegen. Immer werfen sich neue Apostel dafür auf, die sächsischen Sentiments im Volke wach zu erhalten, und ich denke, wir werden auf ein paar Jahre hinaus vollauf zu thun haben, um aufzuräumen. Lesen Sie, Herr Generaldirector.“

Herr Mühler durchflog ein Schreiben, das ihm der Hofrath reichte, und nach dessen Lesung sagte der Erstere: „Auch mir sind ähnliche Notizen zugekommen, man sucht eine Bewegung unter dem Volke zu arrangiren, um so den Adressen und Petitionen an die hohen verbündeten Mächte wegen Rückkehr des ehemaligen sächsischen Königs einen gewissen Nachdruck zu geben — das ist klar. Aber machen Sie einmal Etwas mit einem Gouvernement, das voll Humanitätsgedanken ist.“

Der Hofrath zuckte die Achseln und erwiderte: „Sie haben wohl Recht, leider ist das nicht zu ändern. Ich denke jedoch, Herr von Reck und Herr von Gaudi werden mit der Zeit wohl zur Einsicht kommen, daß die sächsischen Sympathieen sich nicht durch einen schmeichelnden West, sondern nur durch einen kalten Nordsturm beugen lassen. Doch die Vorarbeit ist Polizeisache, meine ich; man muß die Subjecte unschädlich machen, die sich zu solchem Emissariate hergeben.“

Der General-Polizeidirector blätterte unter einigen Papieren, und eins aufnehmend, sagte er: „Der Steckbrief für den Rudloff ist ausgefertigt, desgleichen der für Pfeiffer von Wenden, und soll morgen in die Leipziger Zeitung kommen. Ich hoffe doch, daß es unsern Beamten gelingen wird, einen dieser beiden Streifvögel zu erwischen. Man bezeichnet Beide als die gefährlichsten Aufwiegler gegen uns.“

Nachdem über diesen Gegenstand noch eine längere Unterredung gepflogen worden war, denn der Hofrath entwickelte als preußischer Beamter eine für das Polizeigeschäft sehr nützliche Thätigkeit, wie solches Lob in der Leipziger Zeitung zu lesen war, fragte derselbe: „Nun, Herr Generaldirector, dürfen wir heute Nachmittag bei der Copulation meines Bruders, des Majors, mit Fräulein von Lichtenstein, auf Dero schätzbare Gegenwart rechnen?“

„Bedaure, Verehrtester, ablehnen zu müssen; die

Dienstgeschäfte erdrücken mich fast, werde aber gegen Abend nicht ermangeln, meine Gratulation bei den Neuvermählten abzustatten."

„Wird sich nicht thun lassen, denn der Major nimmt seine schöne Gemahlin gleich nach der Trauung in seine Garnison nach Meißen — schon Alles arrangirt zur unverzüglichen Abreise."

„Dann bitte ich, Herr Hofrath, mich als Abwesenden zu vertreten und zu entschuldigen."

In der That widmete sich Herr Mühler mit Leib und Seele seinen Amtsgeschäften, denn alle seine Neigungen stimmten mit dieser Thätigkeitssphäre auf's Vollkommenste überein, und er konnte sich mit dem Bewußtsein schmeicheln, zum Polizisten geboren zu sein, was in seinen Augen jedenfalls ein Vorzug in Betracht gegen andere nicht mit solchem Talente begabte Menschen war.

Gegen die zweite Stunde des Nachmittags hielt ein langer Zug Equipagen vor der Neustädter Kirche. Der Major von Kiesewetter führte seine schöne Braut, Aurelie von Lichtenstein, zum Traualtar. Eine Menge Gaffer beiderlei Geschlechts hatte sich bereits in das Gotteshaus gedrängt, um das unentgeltliche Vergnügen einer militairischen Copulation zu genießen. Wie schön war die Braut! Der Major schritt stolz an ihrer Seite hin, und das Erstaunen der Leute über die reizende Erscheinung Aureliens schmeichelte seiner Eitelkeit. Volle, die weite Halle durch=

wogende Orgeltöne eröffneten den feierlichen Act. Aurelie ließ den Blick unvermerkt nach allen Richtungen hinstreifen; die Bewunderung ihrer Schönheit, die sie in Aller Augen las, schien nur mehr noch den Ausdruck des Glückes, der ihr liebliches Antlitz verklärte, zu erhöhen. Endlich war die feierliche Handlung so weit vorüber, daß das zu vermählende Paar die Ringe wechseln sollte. Tiefe Stille trat ein. Husten auf einer der Emporkirchen ließ Aureliens Blick unwillkürlich die Richtung nach Oben nehmen. Fast augenblicklich deckte die Blässe eines tödtlichen Schreckens ihr reizendes Gesicht, ein halb erstickter Laut des Entsetzens entschlüpfte ihrem Munde, und ein leises Wanken ihrer schönen Gestalt deutete auf eine plötzliche gewaltige Erschütterung ihres Herzens. Von oben herab flammten die Augen eines unscheinbar gekleideten Mannes mit stierem, gespenstischem Blicke auf Aurelie herab; sein Gesicht war bleich und eingefallen wie von langer Krankheit oder vom düstersten, die Lebenskraft verzehrenden Grame. Als die heilige Handlung vorüber war, und die Töne der Orgel wieder durch die Halle braus'ten, versuchte die nun Vermählte wieder einen flüchtigen Blick hinanzuwerfen. Ein tiefer Athemzug, als ob von ihrem Herzen eine schwere, erdrückende Last fiele, deutete darauf hin, daß die Erscheinung des bleichen Mannes, von der sie so sehr erschreckt worden, unter den übrigen Gaffern auf der Emporkirche nicht mehr zu sehen sei. Zwei Stunden später rollte ein

mit raschen Pferden bespannter Wagen auf der Straße nach Meißen hin.

Festlich war der Empfang, der dem Hochzeitspaare wurde. Aurelie, die zum Erstaunen ihres Gemahls nach der Trauung vergebens mit einem ahnungsvollen Ernste zu ringen schien, ohne desselben Herrin zu werden, lebte neu auf, je weiter das flüchtige Gespann sie von Dresden entfernte, und ihr lebhafter Geist, die Anmuth ihres Wesens, unterstützt von der Schönheit ihrer Erscheinung, machte sie schnell zu dem, was sie auch wirklich war, zur Krone des ihr zu Ehren veranstalteten Empfangsfestes. Während draußen eine dunkle, stürmische Novembernacht ihren Mantel ausbreitete, um alles Tagesleben zu verhüllen, flog Aurelie, einer Sylphe gleich, unter rauschenden Musikklängen im leichten, anmuthigen Tanze durch den glänzend erleuchteten Ballsaal — trunken hingen die Blicke des Majors an ihr, der von Allen Bewunderten, die nun sein war auf immer.

Derselbe bleiche Mann aber, der in der Kirche Aurelien durch seinen Anblick so sehr erschreckt hatte, lehnte gegen die Mitternachtsstunde dem festlich erleuchteten Hause, in welchem der Major und seine schöne Gemahlin ihr Hochzeitsfest feierten, gegenüber, in Gedanken versunken an der Wand, die Arme verschränkt über der Brust, den Blick stier nach den hellen Fenstern richtend. Der Wind

übertäubte die lustigen Klänge, die aus dem Saale herab auf die Straße schallten.

„Eine recht fröhliche Hochzeit, es fehlt nur der Segen,“ murrte der Mann in sich hinein, und fast unmittelbar nach dieser Bemerkung folgte ein unterdrücktes Lachen, als erfreue auch er sich eines heiteren Gedankens. Die Uhr summte die Mitternachtsstunde. Langsam verließ der Mann seinen Platz und wandte sich nach einer Gasse zu, die tief im Dunkel begraben lag. Hier überstieg er eine niedrige Mauer, über der hohe, alles ihres Laubschmuckes beraubte Bäume in die finstere Nacht emporragten. Er befand sich nun in einem an ein Haus anstoßenden Garten. Zwei Fenster des Obergeschosses waren schwach erhellt, ein Weingeländer reichte fast hinan, der Mann blieb an demselben stehen, nach der Gasse horchend. Endlich rollte ein Wagen von derselben Richtung daher, woher er früher gekommen, und hielt an dem Hause still.

„Jetzt! sie müssen den Segen haben!“ redete der Mann vor sich hin und stieg — der Sturm übertäubte jedes Geräusch — an dem Geländer hinan; es reichte so weit hinauf, daß er fast mit dem halben Oberkörper über den Fenstersims emporragte. Für jetzt war das Zimmer noch leer, im Scheine der brennenden Kerze sah man das Innere mit Blumen recht hübsch ausgeschmückt. Im Hintergrunde deutete ein von einem Vorhange nur halb verhüllter Alkoven sich als Schlafgemach an.

Jetzt ging die Thür des Nebengemachs auf, der Major führte seine schöne Gemahlin herein. Noch glühend von der Tanzlust strahlte ihr Antlitz wie verklärt. Der Major zündete mehrere bereit stehende Kerzen an, das Zimmer war wie vom Tagesschein erhellt. Der Sturm draußen braus'te so sehr, daß der auf dem schwachen Geländer Stehende sich kaum zu erhalten vermochte, da seine Stellung, um sich von den im Zimmer sich Befindenden nicht erblicken zu lassen, eine gebückte und daher der Gewalt des Windes besonders ausgesetzt war. Jetzt hörte er den Major sagen: „Aurelie, heute bin ich der glücklichste Sterbliche, durch Dich — durch Deinen Besitz!“ — Langsam hob der Lauscher den Kopf über die Simshöhe, sein Blick fiel auf eine Umarmung zwischen dem Major und Aurelien. Dieser Anblick durchzitterte ihn so gewaltig, daß er fast herunter gestürzt wäre. Doch rasch erhob er sich mit dem Oberkörper an das Fenster hinan, ein Pistol aus seiner Brusttasche ziehend. Aurelie stand mit dem Gesichte dem Fenster zugewendet, sie sah die Gestalt an demselben emporschnellen, als wüchse plötzlich ein Riese vor ihrem Blicke auf; aber in diesem Augenblicke verlor sie alle Besinnung. Plötzlich krachte ein Schuß durch das Fenster — ein dumpfer Fall folgte fast unmittelbar darauf und eine Wolke von Rauch verfinsterte momentan Alles im Zimmer.

„Ich bin's, schöne Aurelie — ich, der Robert Rudloff,

den Du so elend gemacht. Ich mußte Dir meinen Segen geben!" schrie der Mann von außen hinein und verschwand vom Fenster.

Weit ab von Meißen auf einem Felde sank der Flüchtling Robert Rudloff keuchend und erschöpft zusammen. Ueber ihm lastete ein finsterer Himmel mit schweren Wetterwolken bedeckt, um ihn tobte pfeifend und heulend der Sturm — in seinem Innern aber ras'te eine Hölle der Verzweiflung.

Der König hatte das bei Berlin gelegene und dem Fürsten Baratinski gehörende Schloß Friedrichsfelde verlassen und befand sich seit dem 5. März (1815) in Preßburg, um den Verhandlungen des Congresses näher zu sein. Diese Veränderung brachte bei den patriotisch gesinnten Sachsen Jubel hervor, da man mehr auf die österreichische als preußische Humanität und Gefühl für Recht bauen zu können vermeinte. Die Leipziger Zeitung, wohl bewandert im Reiche der Ahnungen, hatte schon im Februar die Kunde von der Theilung Sachsens als verbürgt gebracht, während doch erst am 8. März die Minister von Oesterreich, Frankreich und England aus Wien nach Preßburg zum Sachsenkönige abgereis't waren, um ihm den Antrag wegen der projectirten Theilung Sachsens zu machen, dessen Annahme natürlich verweigert wurde. Welch' schmerzliches Gefühl es für den wahrhaft deutsch gesinnten Mann sein mußte, von einem französischen Minister einem

deutschen Könige den Antrag, sich selbst den Todesstreich zu geben, machen zu sehen, überlassen wir dem Urtheile des deutschen Lesers, der vielleicht darüber erstaunt, daß der Minister eines Landes, von dem aus so viel Unglück über Europa gekommen, mit einer solchen Sendung beauftragt wurde, während doch gegen Frankreich eine wahrhaft rührende Milde von den hohen Verbündeten geübt wurde.

Mit dem zärtlichen Einverständnisse der Congreßmitglieder, die zu Wien alle irdischen Seligkeiten durchkosteten, sah es übrigens traurig genug aus, und wäre nicht Napoleon plötzlich von Elba an der französischen Küste gelandet, und hätte er seine Adler nicht zu neuem Fluge entfesselt, so würde Europa das unerwartete Schauspiel eines Krieges zwischen den fröhlichen Congreßmitgliedern erlebt haben, denn Rußland und Preußen waren schon im Begriff, das Schwert entscheiden zu lassen, als Napoleon's Erscheinen in Frankreich sie andern Sinnes machte. Während den patriotisch gesinnten Sachsen diese Zeitereignisse als eine Rettung für Sachsen erschienen und General Lecoq und Abgeordnete des Ministeriums, des Stadtraths und der Dresdener Bürgerschaft nach Preßburg zum Könige reis'ten, um ihm die Gesinnungen der Treue auszudrücken, fingen die in dem Gouvernement angestellten Sachsen aus den vornehmen Ständen an, die hiesigen Dienste zu verlassen und preußische zu

suchen, und daß die Stimmung im Volke, welches nun erkannte, weß Geistes Kinder diese vornehmen Leute waren, eben nicht zärtlich gegen dieselben sich erwies, war nur natürlich — man verfluchte und verwünschte sie.

An einem der Märztage hatte sich ein solcher Auftritt in der Gegend des alten (nun abgebrannten) Opernhauses zugetragen. Ein sächsischer Adliger, der sich unter die Schwingen des preußischen Adlers begeben, war von einigen Leuten aus dem Volke etwas stark insultirt worden. In höchst unverblümtem Redestyl warf man ihm sehr zweideutige Namen aller Art zu, und vielleicht wäre es zu thätlichen Mißhandlungen gekommen, wenn nicht ein anderes Ereigniß die Aufmerksamkeit des aufgeregten Volkshaufens plötzlich davon abgelenkt hätte. Von einer Escorte preußischer Reiter umgeben, nahte sich ein Fuhrwerk mit einer Halbplane; mehrere Schütten Stroh darin dienten einem Schwerverwundeten zum Lager. Ein Anderer, mit Ketten an den Händen gefesselt, saß auf einem Brete hinter dem Kutscher.

Obwohl man anfänglich nicht wußte, wer die beiden Unglücklichen waren, so schien doch Jeden die Ahnung zu beschleichen, daß es Sachsen seien. Der Schwerverwundete hob mühsam einige Male den Kopf empor, man schaute ein todtbleiches, mit Blutstriemen gezeichnetes Gesicht. „Herr Gott, das ist ja unser Leutnant, Herr Pfeiffer von Wenden!“ rief ein junger Mann, der zu dem Bannercorps

gehört hatte. Daß es der Bezeichnete wirklich war, sah man an dem schweigenden Kopfnicken desselben, nach welchem er erschöpft gleich wieder zurücksank auf das durch den hart stoßenden Wagen aufhüpfende Strohbündel, das ihm zum Kopfkissen diente. Der andere mit Ketten Gefesselte war seinem Ansehen nach weit jünger, als sein verwundeter Unglücksgefährte, doch sein Antlitz zeigte eine eben so bleiche Farbe, das Haar hing ihm wirr um die Schläfe und fiel wie absichtlich vorgestrichen über die Stirn herab. Er hob den Kopf nicht in die Höhe, sondern ließ ihn auf die Brust herabgesenkt, als scheute er den Anblick der Menschen.

„Robert Rudloff!“ rief im Tone schreckhaften Staunens ein Mann, der auf einer Stufe an der Sophienkirche stand. Der Gefesselte wendete, von der Nennung dieses Namens angeregt, den scheuen Blick empor und nach jener Richtung hin, aber fast gleichzeitig ließ er den Kopf wieder niedersinken.

Der Volkshaufe begleitete schweigend, aber voll stillen Grimmes den Wagen, dessen berittene Escorte, dem Landfrieden nicht recht trauend, ihre Pferde zuweilen, um die zahlreiche Begleitung abzuhalten, seitwärts ansprengen ließ, was als ein vom sichersten Erfolge gekröntes Zerstreuungsmittel sich erwies, denn schreiend stiebte der sich immer vermehrende Volkshaufe auseinander.

Dieser eben nicht freudige Empfindungen erweckende

Zug war lange schon vorüber, als derselbe Mann, welcher den Namen „Robert Rudloff", in höchster Ueberraschung, den Genannten in diesem elenden Zustande zu erblicken, ausgerufen hatte, noch auf derselben Stelle stand; der Schreck hatte ihn so sehr gefesselt, daß er das Weitergehen vergessen. Es war Herr Klausberger, welcher, als er sich von dem ungewohnten Anblicke endlich erholt hatte, schnurstracks den Weg nach dem Hause des greisen Herrn Obersteuereinnehmers einschlug.

Mit dem alten Herrn ging es sichtbar zu Ende, der Winter hatte das Zerstörungswerk, welches der tiefe Gram um das Verbrechen seines Sohnes begonnen, mit täglich mehr hervortretendem Erfolge fortgesetzt, der Greis glich bereits einem Schatten, der nur noch mühsam umherwankte. Es hatte sich Manches geändert bei dem greisen Manne seit der Stunde, als er den Namen seines Sohnes in der Leipziger Zeitung unter der Zahl jener mit Steckbriefen Verfolgten gelesen, die vom Standpunkte des Patriotismus aus nur als Märtyrer der guten Sache betrachtet wurden, und so ward auch für des Greises schweren und tiefen Kummer die Verfolgung seines Sohnes vom preußischen Gouvernement gewissermaßen ein Balsamtropfen; aber des alten Herrn Gemüth war noch gegen Alle verschlossen; weder gegen Herrn Klausberger, noch gegen Cordelchen oder Christel hatte er nur ein Wort, das auf eine Besänftigung seines Zornes bezüglich Robert's oder auf einen

versöhnenden Gedanken gegen den Sohn hätte schließen lassen, geäußert. Das war für Cordelchen, die bei dieser Herzenshärtigkeit des Greises ungemein litt, ein recht drückender Gram. Herr Klausberger bot Alles auf, was in seinen Kräften stand, um diesen verschlossenen Sinn zu beugen; indeß an der Schweigsamkeit des Greises, der, wie es schien, theilnahmlos alle Vorstellungen anhörte, die ihm hinsichtlich versöhnlicher Gesinnungen gemacht wurden, scheiterte auch jeder Versuch „Laßt doch das unnütze Reden," sagte er zu Klausberger — „Jeder muß wissen, was ihm gut ist." Mit diesem einfachen Bescheide war der Weg zu seinem Herzen versperrt.

Christel, die sich gelegentlich eine gewisse Redefreiheit herauszunehmen pflegte, war indessen weit glücklicher in dieser Beziehung, als Herr Klausberger und Cordelchen. Mehr als einmal hatte sie bemerkt, daß ihr alter Herr ein Zeitungsblatt vor ihren Augen zu verbergen bestrebt war. Dieser auffallende Umstand machte sie besonders aufmerksam, und als sie eines Nachmittags sein Bett machte, auf dem er seine Mittagsruhe gehalten, fand sie das Zeitungsblatt. Da sie Gedrucktes lesen konnte, so durchsah sie das Blatt und fand den Abdruck des Robert betreffenden Steckbriefes darin. „Siehst Du, wie Du bist! Gegen uns thut er, als dächte er gar nicht mehr daran, daß er einen Sohn hat, und hier lies't er seinen Steckbrief so ganz im Stillen," brummte Christel vor sich hin —

„so 'ne Verstellung von so 'nem alten Mann sollte man gar nicht glauben.“

In der That hielt der Greis das Zeitungsblatt, in dem sein Sohn unter der Zahl der Verfolgten bezeichnet war, als ein Heiligthum und einen Trost, vor Aller Blicken verborgen. Er hatte es beim Aufstehen vom Bette zu sich zu stecken vergessen und war nicht wenig überrascht, als er, zurückkehrend in sein Schlafgemach, Christel damit beschäftigt sah.

„Was macht Sie denn da? Bekümmere Sie sich doch nicht um Zeitungsartikel, das paßt für Sie nicht,“ sagte er.

„Oho, Herr Obersteuereinnehmer, wie der Zeitungsartikel jung gewesen ist“ — sie deutete auf den Steckbrief Robert's — „da hat er ganz gut für mich gepaßt, habe ihn manch' liebes Mal mit herumgeschleppt, daß mir die Arme vor Müdigkeit fast abfielen, jetzt aber denken Sie: was scheert sich denn so'n armes Thier von Magd d'rum, ob Der oder Jener in die Zeitung gesetzt wird? Sie haben 'ne schöne Ansicht von unser Einem, Herr Obersteuereinnehmer. Ne, wir haben auch ein Herz im Leibe, und obendrein 'n durch und durch rechtschaffenes, wissen Sie das? — und wenn's unsern Sohn betrifft, da sind wir allemal auf dem Damme.“

„Unseren Sohn?“ entgegnete der alte Herr mit einem Anflug von Lächeln.

„Ja, unseren Sohn! denn wir sind nicht so barbarisch, wie gewisse Leute, die, weil der Herr Sohn einmal einen dummen Streich gemacht hat, ihm gleich für immer und alle Zeit Herz und Haus verschließen. Ne, weiß es Gott, wenn heute der Herr Robert käme, sollte er wenigstens Jemand finden, der ihn nicht verstößt. Tüchtig aufbündeln würde ich ihm, dann aber sagen: „Auf Ihren Herrn Vater können Sie nicht mehr rechnen, der hat sich's Herz verkältet, mir ist dergleichen aber nicht passirt, und d'rum habe ich Sie gerade noch so lieb, als damals, wie Sie noch so 'ne kleine wilde Range waren. Damals habe ich schon Mutterstelle bei Ihnen vertreten, Mosje Robert, jetzt will ich's wieder, und Ihre gute, selige Mama, die Frau Obersteuereinnehmerin, wird sich gewiß im Himmel darüber freuen, daß die alte Christel wenigstens nicht so 'nen unchristlichen Haß in sich trägt, als Ihr Herr Papo."

Der alten Magd Rede schnitt tief in das Herz des greisen Mannes ein, und er sagte mit weicher Stimme:

„Na, verurtheile Sie mich nicht so unbarmherzig, Christel, da sündigt Sie gegen mich. Lasse Sie mir nur Zeit, es wird sich Alles so machen, wie es sein soll."

Christel mußte ihm versprechen, Niemandem Etwas davon zu sagen, daß er das Zeitungsblatt so heilig bei sich verberge. „Denn sieht Sie, Christel," erklärte er — „wenn ich den Steckbrief ansehe, so möchte ich weinen

vor Freude, daß der Robert ein Feind unserer Feinde, also kein Verräther mehr an König und Vaterland ist, daß er seine Schuld bereut hat. Vor den Andern will ich's nicht merken lassen, welch' großer Trost das für mich ist, weil ich mich schäme, so hart und unerbittlich gegen den Robert gewesen zu sein, den sie doch nur durch künstliche Mittel zum Abfall verführt haben."

Christel hielt redlich Wort; weder Herr Klausberger noch Cordelchen erfuhren, wie es um die Herzensmeinung des alten Herrn stehe; aber das Geheimniß brach plötzlich hervor, als Klausberger eine Viertelstunde später, nachdem er Robert als Gefangenen auf dem Wagen hatte einbringen sehen, diese Nachricht ihnen verkündete. Da zeigte es sich deutlich, wie das Schweigen des Greises nur eine künstliche Maske gewesen, und Cordelchen wollte schier in Thränen zerfließen um Robert's Schicksal. Klausberger versprach, keine Mühe zu scheuen, um wenigstens zu erfahren, von welcher Art das Verbrechen sei, um dessen willen ihn das preußische Gouvernement als Gefangenen habe einbringen lassen.

Durch seine Connexionen gelang ihm das Letztere auch. Pfeiffer von Wenden, der Banneroffizier, ein Patriot vom reinsten Wasser, ließ Nichts unversucht, was die künstlichen Mittel, welcher sich die preußische Partei bediente, um auf das Volk zu wirken, zerstören konnte. Als Emissair der Gegenpartei wanderte er in allen denk-

baren Verkleidungen von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, die vom Gouvernement verbotenen und unterdrückten Schriften nach Möglichkeit ausbreitend und das Volk zum ausdauernden Widerstande gegen die preußische Vormundschaft aufrufend. Robert Rudloff, der Flüchtling, hatte sich mit ihm vereinigt in diesem Treiben. Mit wahnsinnigem Fanatismus wanderte er als Emissair, keine Gefahr scheuend, von Ort zu Ort, bis er und Pfeiffer von Wenden eines Tages von der preußischen Polizei im Erzgebirge ertappt und gefangen und Pfeiffer bei dem kühnen Widerstande, den Beide leisteten, schwer verwundet wurde. Auf Robert lastete indeß außerdem noch die Schuld eines Mordversuchs, wir meinen seine Rachethat an Aurelien, der Gemahlin des Majors. Eine unsichtbare Hand hatte die Kugel von dem Herzen seines Racheopfers abgelenkt, eine Wendung Aureliens war die Ursache geworden, daß nur ihr linker Oberarm hart gestreift wurde. Nach ihrer Heilung veranlaßte sie ihren Gemahl, da sie einen abermaligen Racheversuch des von ihr mit allen Mitteln der Verführungskunst zur Verrätherei Verlockten und schnöde Betrogenen fürchten mußte, daß er auf eine Versetzung zu einem in Preußen stehenden Regimente antrug, welche auch genehmigt wurde.

Robert saß im Kerker. Die Einsamkeit dieses Aufenthalts vermehrte die Zerstörtheit seines Gemüthes ganz und gar. Der stiere Blick deutete an, daß eine unheil-

volle Nacht in seinem Geiste Platz greife; zuweilen erfolgten kurze Ausbrüche von Wahnsinn. Schreckgestalten zogen an seinem verschleierten Geiste vorüber. Er glaubte seinen greisen Vater vor sich zu sehen, dessen Fluch in seine Seele donnern zu hören, und Cordelchen, bleich, eine geknickte Lilie, schwebte heran, drohend die Hand gegen ihn erhebend. Und dann wieder erblickte er Aurelien mit der Todeswunde im Herzen, aus der ein Blutstrom rieselte, und sich selbst fliehend, verfolgt, in einen Abgrund stürzend, der ihn auf immer verschlang.

Der Gefängnißarzt hatte angeordnet, ihn in's Lazareth zu schaffen. Mit Wuth sträubte er sich, seinen Kerker zu verlassen. Es war Nacht draußen, Nacht in seinem Geiste, als man ihn auf den Wagen warf, der ihn über die Brücke herüber fahren sollte. Der Anfall schien indeß vorüber zu sein, er lag ruhig ausgestreckt auf dem Strohlager — über ihm der dunkle Nachthimmel, sternenlos und mit schwarzen Wolken bedeckt, die den nahen Ausbruch eines Gewitters andeuteten. Der Wagen hatte noch nicht die Hälfte der Brücke erreicht, als sich das Wetter mit furchtbarer Heftigkeit zu entladen begann. Der Strom schien in Feuer zu glühen — die Donnerschläge prasselten fast ununterbrochen, als müßten Himmel und Erde in Trümmer fallen — Sturmstöße ras'ten heulend durch das Elbthal, und von Minute zu Minute steigerte sich dieser wilde Aufruhr der Natur. Die Pferde

wurden in diesem nächtlichen Graus scheu. Geblendet von den Feuerklumpen, die für Momente die dunkle Nacht mit einem Glühschein übergossen und dann in plötzliche Finsterniß verschwanden, bäumten sie hoch auf. Der sie lenkende Knecht fühlte die Unfähigkeit, ihrer Herr zu werden, er rief den beiden Wächtern zu, seinem Beispiele zu folgen und herunter zu springen. Mit ihnen zugleich verließ der Wahnsinnige den Wagen, die wüthenden Donnerschläge, die sich unaufhörlich in rasender Eile jagenden Blitze, das tausendstimmige Wehgeschrei des Sturmes hatten auch seinen wirren und nächtlich umfangenen Geist aufgestört aus der dumpfen Lethargie, in die er versunken war — ein ihn gleichsam durchzuckender Instinkt trieb ihn zu dem Sprunge vom Wagen herab; aber das Klirren der Kette, mit der seine Hände gefesselt waren, verrieth ihn. „Haltet ihn fest!" schrie einer seiner Begleiter. Mit der Kraft, welche Wahnsinnige fast stets im Paroxysmus entwickeln, riß sich Robert von der ihn ergreifenden Faust eines seiner Wächter los und rannte nach dem Brückengeländer. Das undurchdringliche Dunkel entzog ihn für einen Moment den Blicken derselben — doch plötzlich übergoß der Feuerschein eines furchtbaren Blitzes die Brücke mit einem weißen, blendenden Lichte — sie sahen den Entsprungenen auf einer Bank eines der Brückenrondel stehen, einen Fuß bereits zum Sprunge auf das Geländer gesetzt. In selbem Nu, als das Glühlicht des

Blitzes verschwand, versank auch seine Gestalt, ein Schrei von dorther — und der rasende Sturm, vom Rollen des Donners unterstützt, verschlang jedes fernere Geräusch und selbst das Grausen erregende Rauschen des Stromes, der in seiner Tiefe aufgewühlt, in ohnmächtiger Wuth seine Wasser hoch an die Brückenpfeiler hinaufschleuderte.

Und wieder hatte der Mai seine Blüthen gestreut und sein lächelndes Antlitz in den Schooß der tausend und abertausendfältigen wunderbaren Blumen versenkt, ein zärtlicher Geliebter, der die reichgeschmückte reizende Braut herzt.

Es war an dem letzten Tage des Mai, als in Dresden ein reges, freudiges Leben herrschte, denn die Kunde von der Rückkehr Friedrich August's und der königlichen Familie fand in Aller Herzen einen frohen Anklang, wenn auch der Gedanke an den im Lustschlosse Laxenburg (bei Wien) von den sächsischen und preußischen Bevollmächtigten unterzeichneten sogenannten Friedenstractat, welcher Preußen um einige sächsische Provinzen bereicherte, einen trüben Schatten in den patriotischen Jubel warf.

Mit dem Mai breitete auch eine Glückssonne über das sichtbar schnell versinkende Leben des greisen Obersteuereinnehmers ihre wohlthuenden Strahlen, denn eines

Tages trat Herr Klausberger, der treue Freund, an sein Lager, das er nur noch mit Unterstützung seiner Lieben zuweilen zu verlassen im Stande war. Und hinter Herrn Klausberger zeigte sich Cordelchen, einen bleichen jungen Mann stützend, in der offenen Thür.

„Robert! mein mir wiedergegebener Sohn!“ rief der alte Herr, sich auf dem Lager mit Hülfe Herrn Klausberger's aufrichtend und dem Wiedergewonnenen die offenen Arme entgegenbreitend, der mit dem Rufe: „Vergebung dem Verbrecher!“ am Bette des Greises niedersank und sein von Thränen der Reue überströmtes Antlitz an dem von Wonne erfüllten Vaterherzen barg.

Da blieb kein Auge trocken — es war ein heiliger Moment in dem Leben dieser einfachen Menschen. Die alte Christel, das treue Familienglied, wischte sich mit der Schürze die feuchten Augen, und im Uebermaaße ihres Gefühls hob sie leise das alte Lutherlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ an, und Alle stimmten in der tiefen Rührung, die sie empfanden, in den wunderbar kräftigenden und trostreichen Sang ein, den einst der Mann des Lichts herausgesungen aus hochbegeistertem, todesmuthigem Herzen.

Und wie das Hohelied zu Ende und sein letzter Ton verhallt war, da sagte der alte Herr: „An mir ist Großes geschehen, denn ich habe meinen Sohn wiedergefunden, der gefallen war in die Schlingen der Bösen und Schlimmen.

Jetzt habe ich noch einen Segen zu erbitten. Möge es Gott gefallen, mich noch den Tag erleben zu lassen, an dem mein Herr und König zurückkehrt nach langer Trübsal in seiner Väter Haus."

. . . .

Wie Schreck und Entsetzen oft die tiefe Nacht jener Unglücklichen, deren Geist vom Wahnsinn verschleiert ist, erschütternd durchbricht, so wirkte jener Blitz, in dessen weißem Glühscheine Robert auf der Bank des Brückenrondels zum Sprunge in die Tiefe gerüstet stand, auf ihn erschütternd ein; ein plötzliches Erkennen der Todesgefahr, an deren Rande er so zu sagen schwebte, entriß seinem Munde einen Schrei des Entsetzens. Von unten herauf tosete der weiße Schaum der hochbrandenden Wellen wie ein Funkenmeer seinen Augen als ein offenes ihn verschlingendes Grab entgegen, und er sank zurück, verhüllt von der plötzlich dem Blitze folgenden Dunkelheit, in das Innere des Rondels — seine Wächter, selbst von Entsetzen ergriffen, glaubten ihn in der Stromesfluth begraben. Das war seine Rettung. Der später niederfallende Gußregen erweckte ihn aus der Betäubung, und zitternd vor Kälte, denn er hatte lange auf dem kalten Steine gelegen, und durchnäßt eilte er fort. Der gleich einer Sündfluth herabstürzende Regen verbarg ihn vor jeder Begegnung mit einer Patrouille. Wie ein Trunkener, der seiner Sinne nicht ganz mächtig ist, schwankte er unter

heftigen Fieberschauern nach dem Hause, in dem seines Vaters Wohnung war. Der Zufall, daß der alte Herr in derselben Nacht die Hülfe seines Hausarztes in Anspruch zu nehmen sich gezwungen sah, und Christel, ohne in der Angst die Hausthür wieder zu verschließen, nach dem Letzteren gelaufen war, wurde Robert zum Schutze. Der mit der Magd schnell herbeieilende Doktor, dem auch Herr Klausberger, in dessen Hause der Erstere wohnte, bald folgte, fand den an den Händen Gefesselten bewußtlos auf der Treppe liegen. Die sorgsamste und treueste Pflege, sowie das strengste Geheimhalten seines Asyls rettete den Unglücklichen — Cordelchen ward für ihn ein Engel der Barmherzigkeit, und als er wieder genesen, zeigte er die tiefste Reue über sein an ihr begangenes Verbrechen.

Cordelchen sagte mit Freudethränen: „Du bist uns wiedergegeben und wir wollen Dich lieben, als wärest Du nie von uns gewichen.“

. . . .

Es war in der fünften Nachmittagsstunde des 7. Juni 1815. Die Glocken sendeten von allen Thürmen Dresdens ihren Sang über Stadt und Land hinaus, denn der Tag war ein Jubeltag nach langer Trauerzeit.

Der König zog ein in seiner Vorfahren Schloß.

Und als die Glocken ihren fröhlichen, feierlichen Gruß ihm entgegenriefen, und der Kanonendonner sich in das

Jubelgeläute mischte, nicht enden wollendes Freudengeschrei des Volkes von fern her drang, da sagte der greise Obersteuereinnehmer, vor Rührung im Innern seines Herzens erzitternd: „Bringt mich an's Fenster, meine Kinder, laßt mich den Tag sehen, den Gott gemacht hat zu unserer Freude.“

Und wie der Zug unten, von einer zahllosen Menschenmenge umwallt, vor den Augen des Greises vorüberglitt gleich einem Traume von einer schönen, herrlichen Zukunft, da faltete der lebensmüde Greis seine abgezehrten Hände, Thränen fielen über seine tiefgefurchten Wangen, und man hörte ihn leise sagen: „Herr, nun lasse Deinen Diener in Frieden von hinnen fahren, denn meine Augen haben das Heil gesehen!“

Alles war vorüber, der König, umwogt vom Volke, nach seiner Väter Burg geleitet — nur die Glocken schallten noch ihr Jubellied und die Geschütze jauchzten donnernd ihren Willkommsgruß in die Lüfte — der greise Patriot saß, eine Leiche, im Armstuhle am Fenster.

Der letzte Augenblick seines Lebens war auch sein schönster gewesen, mitten in dem Jubelgeläute war sein treues Herz gebrochen, das die Wohlthat der Erfüllung aller seiner Wünsche in dieser heiligen Stunde genossen hatte.

Cordelchen sank schluchzend zu den Füßen des Dahingeschiedenen.

„Nicht weinen, meine Liebe,“ sagte Robert tief ergriffen, Cordelchen an sein Herz emporhebend — „nicht weinen. Ein Gerechter ist eingezogen und einer hat uns verlassen. Das Andenken des Gerechten sei uns heilig für alle Zeit!“

Der Liliensteiner Schatz.

Historische Erzählung.

Der Spätsommer des Jahres 1831 webte seine fliegenden Sonnengespinnste, die auf den lauen Luftwellen getragen wie zahllose Theile einer ätherischen Siegesfahne im Tagesglanze dahin flatterten, über Busch und Feld, so daß sie in einen weißen, durchsichtigen Schleier gehüllt schienen. Im heiteren, losen Spiele liegt oft verborgen ein großer, herrlicher Gedanke, eine schwere, ernste Mahnung an's Menschenherz, eine hohe Andeutung des Künftigen. So war es auch jetzt der Fall, wo der Sommer an der Wegescheide stand und fast schon das mit Weinlaub reich umkränzte Haupt des Herbstes herein ragte in das lange schon über die Hälfte seiner Lebensdauer über das Erdenrund gewanderte Jahr. Der Herbst ist aber ein zu freundlicher Geselle, als daß er sogleich einhertoben sollte mit sausendem Sturm und ungestümen, kältenden Regenschauern; oft überbietet er den Spätsommer an Schönheit der Tage, und seine Sonne wärmt nicht minder die nun vom

Fruchtertrag ruhenden Felder und glänzt in hoher Farbenpracht nicht geringer, wie die des lustigen Sommers.

Am Abende eines solchen Tages, zu dessen erhöhter Schönheit sich der scheidende Sommer und der noch jenseits der Grenze seiner Macht und Herrschaft herüber lauschende Herbst verbunden zu haben schienen, denn die kahlen Felder und das fallende und in mannigfachem Farbenspiel von Roth und Gelb prangende Baumlaub kündeten den Herbst an, während eine fast heiße Sonnengluth noch den Sommer bezeichnete, hielt ein Planwägelchen an der Schänke zu Walthersdorf, in der, weil gerade Sonntag war, es ziemlich lebhaft zuging.

Zwei junge Männer, von denen der Eine den Kutscher machte, und ein junges Frauenzimmer stiegen aus, welches Letztere den Kopf mit einem Tuche verbunden hatte und, wie der eine ihrer beiden Gefährten sagte, heftig an Kopfreißen leide, welches öfter wiederkehrende Uebel nur durch Ruhe sich lindere.

„Sieht man der Mamsell gar nicht an, sieht so frisch und gesund aus wie's pure Leben," redete die Wirthin, das junge, hübsche Mädchen betrachtend, welches in der That als die Repräsentantin jugendlicher Gesundheitsfülle und frischer Lebenslust erschien.

„Wenn man alle Mal nach dem Aussehen urtheilen wollte, Frau Wirthin, dürften wir uns nur zu oft im Irrthume befinden," entgegnete der junge Mann, der um

eine Kammer oder Stübchen für die Kranke gebeten hatte. „Man denkt manchmal, Der oder Jener sitzt im Wohlleben bis über die Ohren und weiß sich vor Glück nicht zu lassen, und wenn Gott den Schaden besieht, kommt's zuletzt heraus, daß das Glück nur ein Schein bei ihm gewesen, den er mit Angst und Sorge so lange als möglich fest gehalten, um Niemand ahnen zu lassen, wie es mit seinen inneren Angelegenheiten steht."

„Da hat der Herr Recht," stimmte der Wirth bei — „wenn manche Leute nicht vom Scheine zu leben verständen und den Leuten Sand in die Augen zu streuen wüßten, ging's mit ihnen gar nicht. Das ist ein altes Lied, das vor tausend und aber tausend Jahren gespielt hat und immerfort spielen wird. Na, Frau, führ' die Mamsell hinauf, daß sie zur Ruhe kommt. Wenn man Kopfschmerzen hat, ist man nicht zu langer Unterhaltung aufgelegt, das weiß ich von mir selber, und unser Einer hält doch immer eher einen Puff aus, als so ein schwaches Dämchen."

Die Wirthin warf einen ganz eigenthümlichen Blick auf ihren Eheherrn, als er seinen Kopfschmerz als Erfahrungssatz aufstellte, und sagte mit etwas sarkastischem Tone: „'s kommt nur darauf an, woher der Kopfschmerz entsteht." Ein zweideutiges Lächeln überflog bei diesem gelegentlichen Seitenhiebe auf den Hausherrn ihr Gesicht, und die junge Fremde zum Mitkommen einladend, führte sie diese die Treppe hinauf.

Der Wirth schien von dem ihm gewordenen Seitenhiebe etwas verletzt und polterte ärgerlich heraus: „Dummes Zeug, Kopfschmerzen sind Kopfschmerzen — bei mir kommen sie aus dem Magen, 's ist ein altes Uebel bei mir. Ach, wenn ich nur einen bessern Magen hätte!"

Der Fremde, der den Kutscher machte, war allein bei ihm geblieben und ging mit ihm in die Schänkstube hinein, während der Andere der Wirthin und dem jungen Mädchen hinauf gefolgt war.

„Woll'n wohl noch eine Parthie durch die sächsische Schweiz machen?" fragte der Wirth, sich zu dem Fremden hinstellend, nachdem er ihm Bier gebracht hatte.

„Das weniger, obwohl wir gelegentlich auch nicht den Gruß dieser wunderbar schönen Natur übersehen," meinte Jener leichthin. „Wir haben eine dringende Familienangelegenheit drüben über der Elbe abzumachen, und wäre meine Schwester nicht von dem Kopfweh so schwer befallen worden, kutschirten wir jetzt nach Schandau zu."

„Das ist Ihre Mamsell Schwester also?"

„Ja, Herr Wirth."

„Und der junge Herr, der mit hinauf ging?"

„Mein Bruder. Scheint Ihnen das so unmöglich?"

„I bewahre Gott! Ich habe Nichts dagegen. Man will doch aber gelegentlich wissen, wer bei uns übernachtet — müssen das ja nicht übel nehmen."

„Fällt mir nicht ein," lachte der Andere — „im

Gegentheil will ich Ihnen eine getreue Auskunft über uns geben, wenn Sie es für nöthig halten sollten —"

„Bewahre, bewahre, bin ja kein Gensd'arm, der um die Legitimation zu fragen hat."

„Und wir hätten eine solche Frage nicht zu scheuen," entgegnete Jener, und stand auf, um nach seinen Pferden zu sehen, wie er sagte.

„Merkwürdig, sehr merkwürdig," brummte der Wirth allein vor sich hin — „unser Einem kommen doch allerlei Leute vor's Gesicht. Das sind also drei Geschwister, die wegen einer dringenden Familienangelegenheit herum reisen — hm, das muß eine ganz besondere Angelegenheit sein, daß alle Drei auf ein Mal — 's ist merkwürdig — alle Drei auf ein Mal!"

Eine Stunde später saßen die beiden Brüder unten in der Schänkstube bei einem frugalen Abendbrote, nach dessen Beendigung sie eine Zeit lang sich sehr eifrig und zwar halblaut mit einander unterhielten. Der Wirth hatte an einem Tische ihnen gegenüber unter einer Anzahl Leuten Platz genommen, welche, da er Jeden beim Namen nannte, ihm genau bekannt, also auch zu andern Tagen seine Gäste und somit aus Walthersdorf oder auch aus der Umgegend waren. Die beiden Brüder blieben später schweigende Zuhörer des Gespräches, das sich an jenem Tische ziemlich laut machte, indem der Sprechenden drei

oder vier auf ein Mal, und zwar mit großem Aufwande von Lungenkraft, ihre Stimmen erhoben.

„Schrei't doch nicht Alle auf ein Mal drüber und drunter!“ rief der Wirth — „der Teufel kann da sein eigenes Wort nicht verstehen. Ihr wißt den Henker, was es sagen will, mit Nachtgespenstern umzugehen, das ist nicht nur so, als wenn man mit Jemand, der Fleisch und Blut hat, in's Handgemenge kommt. Hat sich schon Mancher dabei den Hals gebrochen, der auch gedacht hat, er sei der rechte Kerl, vor dem die höllischen Heerschaaren Respect hätten. Da thut um Gotteswillen nicht mit Eurer Courage dicke, die geht aus wie ein Licht, wenn's herunter gebrannt ist, oder wie ein zerrissener Zwirnsfaden.“

Auffallender Weise wurde die ganze noch vor wenig Minuten so überlaute Gesellschaft stille, und es dauerte eine Weile, ehe Einer das Wort nahm und sagte: „I nu, Gevatter, ich denke mir, wenn man's Herz auf dem rechten Flecke und gerade nichts Böses auf dem Gewissen hat, da bricht man sich doch nicht gleich den Hals, wenn man auch mit schatzgräberischen Gedanken umgeht.“

„D'ran zu denken und Hand anzulegen ist zweierlei,“ bemerkte der Wirth — „denken kann man an Alles; aber thun, thun — da liegt der Hund begraben — thun darf man nicht Alles.“

„Ihr meint da die Geschichte vom rothhaarigen

Arnhold aus Schandau, der so schlecht bei der Schatzgräberei auf dem Liliensteine wegkam," bemerkte ein Anderer — „ja, wer heißt auch Einen, der rothe Haare hat, mit dem Teufel anbinden. Die rothen Haare sind ihm zuwider, er kann einmal keinen Rothkopf vertragen."

„Schafskopf!" rief der Wirth — „hat der Arnhold denn das vorher gewußt? He? Wenn ich nur nicht solche Dummheit hören sollte. Weiß auch Niemand, der über's Eis geht, ob's unter ihm zusammenbrechen wird."

Die beiden Brüder hatten diesem Disput, der einen so seltsamen Gegenstand, als Schatzgräberei und Teufelsbeschwörung, behandelte, mit sichtbar erhöhter Theilnahme zugehört. Jetzt trat der Eine von ihnen der am andern Tische sitzenden Gesellschaft, die sich in verschiedenen Ansichten über das Ende des mehrerwähnten rothhaarigen Arnhold aussprach, näher. Der Wirth, der das bemerkte, rief ihm zu: „Na, junger Herr, was halten Sie denn von derlei Dingen — he?"

„Was mein Auge sieht, glaubt's Herz," antwortete er — „ich bin in dem Artikel ein wahrer Thomas. Das sind nur Sagen, die . . . ."

„Sagen?" rief der Wirth — „nun, wenn das Sagen sind, da möchte ich wissen, was Wahrheit ist."

Diese Entgegnung war in so ernsthaftem Tone gesprochen und mit dem Anklange einer so großen Entrüstung,

daß Jeder darauf geschworen hätte, der Wirth könne aus Erfahrung über die Unannehmlichkeiten des Umganges mit dem Höllenfürsten sprechen. Der junge Mann schien in der That durch diese Entgegnung etwas betroffen, wenigstens verunglückte das Zweifel bezeichnende Lächeln, welches er dem mit solcher Ueberzeugung Sprechenden entgegen setzte. Der Wirth, der sich jetzt in der dominirenden Stellung eines Mannes sah, dessen höheres Wissen nicht nur die Menge beherrscht, sondern auch auf Gebildete tiefen Einfluß übt, nahm nach einer Pause das Wort und sprach:

„Ich mag's dem jungen Herrn nicht für übel halten, wenn er gerade nur das glaubt, was sein Auge sieht. Wir sind auch nicht anders gewesen und hätten auch nicht geglaubt, was wir nicht gesehen hätten. Da hat sich aber unter uns hier, die wir so zu sagen die nächsten Gevattersleute des alten bemoos'ten Liliensteines sind, etwas so Curioses zugetragen, daß uns, mit Respect zu melden, der Glaube an Uebernatürliches förmlich in's Herz gebrannt ist. Sehe sich der junge Herr nur die Männer an, wie sie hier um den Tisch sitzen — hm, 's sind mein Seel' keine Milchgesichter, keine Gelbschnäbel, und hat der Jüngste — Ihr da, Arndt's Fritze, seid wohl der Jüngste — gelt? — doch seine achtundvierzig Jährchen auf dem Rücken. Ich denke, das ist hinlänglich, um der Curiosität, von der ich Ihnen, wenn Sie nämlich nichts Anderes

oder Besseres vorhaben, erzählen will, doch einigen Glauben zu verschaffen."

„Ich werde einen sehr aufmerksamen Zuhörer abgeben," entgegnete der junge Mann, und schob sich einen Stuhl noch an den Tisch mit hinan, so daß der Kreis der Umsitzenden sich in ein größeres Halbrund ausdehnte.

Ueber des Wirthes Gesicht zog ein Ausdruck des Wohlbehagens, diese Bereitwilligkeit, ihn gewissermaaßen als eine Autorität anzuerkennen, schmeichelte ihm besonders, und als das Rücken der Stühle vorüber war, hob er an: „Was ich jetzt erzählen werde, junger Herr, ist eine beglaubigte Geschichte, und Alle, die mit um den Tisch sitzen, werden mir das Zeugniß geben, daß ich Nichts hinzugethan habe, sondern daß Alles, gerade wie ich es sage, unter uns geschehen. Die Leute kennen mich," — er deutete auf die um den Tisch Sitzenden — „und ich gebe hiermit Jedem, der mich auf einer Unrichtigkeit bei der Erzählung ertappt, die Freiheit, mich auf der Stelle der Lüge zu zeihen. Ich denke, das ist eine rechtschaffene Vorrede — he? Aber trinken wir erst einen Schluck, damit wir uns dann nicht gegenseitig stören."

Diese Mahnung fand eine sehr schnelle Folgeleistung, und nachdem die Gläser wieder in Ruhe auf dem Tische standen, räusperte sich der Wirth und begann:

„'s ist eine uralte Sage, die von Vater auf Sohn, von Kind auf Kindeskind bei uns fortgeerbt ist, daß in

dem Felsengeklüft des Liliensteines ein Schatz versenkt sein soll, eine Braupfanne voll ungemünzter Goldbarren, wie es heißt. Ich weiß wohl, daß dergleichen versenkte Braupfannen voll Gold eine große Rolle in der Sagenwelt spielen, denn von anderen Bergen heißt's eben so. Aber ich mußte das vorausschicken, weil der junge Herr hier fremd ist. Bestimmter als diese Sage ist eine andere, die sich auf den Lilienstein bezieht, die aber jetzt ganz verschollen ist, damals aber, als das geschah, was ich erzählen werde, noch in ziemlich frischem Andenken stand.

„Es hieß nämlich, daß im siebenjährigen Kriege, bevor die sächsische Armee auf der Ebenheit am Fuße des Liliensteines sich dem alten preußischen Fritze kriegsgefangen ergeben mußte, von einem sächsischen Offiziere unter schwerem Bannfluche eine Kriegskasse, damit sie nicht in der Preußen Hände falle, daselbst vergraben worden und der Satan nun der Wächter sei, weil der Offizier, in einer Schlacht erschossen, die Kasse nicht wieder habe heben können.

„Ob diese Sage Grund hatte, oder woher man die Kenntniß von dem vergrabenen Golde genommen, wer kann das sagen! Genug, man wußte darum, und daß es nicht recht geheuer um und auf dem Liliensteine sei, wußte man auch, denn die Leute, die zur Sommerzeit auf dem Berge Beeren lasen, erzählten mancherlei schaurige Geschichten, wie tief und schmerzlich es aus dem zerklüfteten

Gestein herausstöhne, wie es sie zuweilen äffe und erschrecke, indem sie sich zuweilen plötzlich gerufen hörten, dann hinterher einen Ton wie heiseres Spottgelächter und gleich darauf ein schweres Aechzen, als läge ein Mensch im herbsten Todeskampfe. Andere wieder behaupteten, eine düstere Schattengestalt an sich vorbei huschen gesehen zu haben; kurz, der Lilienstein war ein verrufener Berg geworden, in dessen Nähe Niemand zur Abendzeit sich gern Etwas zu schaffen machte. In so üblem Rufe war der Berg noch im ersten Zehntel unseres jetzigen Jahrhunderts.

„Da that sich denn eine Gesellschaft guter Freunde zusammen, die Nichts nothwendiger, als so unverhofftes Geld brauchten, wie eine viele Jahre lang vergrabene und dann wieder zu Tage geförderte wohlgefüllte Kriegskasse doch jedenfalls ist. Es waren Leute dabei, die ihres Lebenswandels wegen gerade nicht zu Einsiedlern gehörten, denen Magen und Gurgel die ärgsten Streiche gespielt, das heißt, sie schier um all' ihr Hab und Gut gebracht hatte. Na, von den Todten soll man nichts Uebles reden — Basta also! Was geht's uns an, wenn ein Anderer schlemmt und gurgelt, bis der letzte Heller hops ist?

„Wie sie einst so zusammensaßen und deliberirten, wie's ihnen möglich werden könnte, den Ort herauszufinden, wo die versenkte Kriegskasse läge, erinnerte sich Einer gehört zu haben, daß im Niedergrund im Böhmischen ein

Schatzsucher und Teufelsbeschwörer wohne. Das war Wasser auf ihre Mühle, und Einer aus Postelwitz versprach, den Zigeuner, wie die Leute den geheimnißvollen Mann nannten, für nächste Woche mit nach Walthersdorf zu bringen. Dies geschah denn auch, und nachdem ein paar von der Compagnieschaft mit ihm den Lilienstein bestiegen und der Zigeuner seine Wünschelruthe überall in dem Felsengeklüfte versucht hatte, fand er den Ort auf, wo der Schatz versenkt sein sollte. Aber erst nach vier Wochen, behauptete er, könne er Bescheid geben, wie derselbe zu heben sei. Als die vier Wochen nun herum waren, kam er wieder und sagte ihnen, nur unter der Bedingung, daß sie einen Mann mit rothem Haar als Opfer für den Moloch in die Felsenschlucht, wo der Schatz liege, stürzen wollten, wäre der Bann gelös't und das Geld ihre. Allen schauderte die Haut; aber die Meisten hatten eben nicht viel mehr im Vermögen, als gerade ihre Haut und setzten sich über die schlimme Bedingung weg. Es galt nur, Einen zu finden, der rothe Haare hatte und an dem nicht viel gelegen war, ob er in der Welt herum liefe mit dem rothen Dache oder nicht.

Da fanden sie denn den Schandauer Arnhold, einen armen, aber rechtschaffenen Mann mit Weib und Kind, der sich mühselig durch's Leben kämpfte und trotz all' seiner Ehrlichkeit und Anstrengung zu Nichts kommen konnte. Was war denn leichter, als so einen armen

Schächer zu überreden, daß er gegen guten Antheil mit gegenwärtig sein solle bei der Hebung des Schatzes?

„In einer Sommernacht ging also die ganze Compagnieschaft mit dem Zigeuner an der Spitze nach dem Liliensteine. Die Nacht war so finster, daß sie, obwohl der Weg ihnen, wie ihre leere Taschen, bekannt war, denselben ohne Laterne nicht gefunden hätten, ein furchtbares Gewitter hatte sich gegen Abend schon aufgethürmt, die Wolken hingen schwer nieder, kein Luftzug regte sich weit und breit, so daß selbst in der Höhe des Berges eine herzbeklommene Stille herrschte. Der Zigeuner hatte gesagt, das sei die einzige für Hebung des Schatzes geeignete Nacht; verstriche diese, wäre es erst nach Verlauf von sieben Jahren möglich, wieder an's Werk zu gehen. So sehr den Kumpanen auch die Angst an's Herz greifen mochte, so hatte doch die Sucht, reich zu werden, die Oberhand bei ihnen über die Furcht, und wie ein Leichenzug so still zogen sie hinauf, daß sie zur Mitternacht oben waren.

„Auf dem Felsengeklüft, das die Schlucht unter ihnen bildete, standen sie endlich still. Kaum begann der Zigeuner seine Beschwörungsformel, als auch ein rasender Sturm sich erhob und es in den Wolken krachte. Blitze gleich Feuerklumpen stürzten aus der schwarzen Nacht auf Berg und Thal nieder, der Berg schien zuweilen in glühenden Flammen zu stehen und Donnerschläge erschüt-

terten das uralte Gestein bis auf den Grund. Aus der Schlucht herauf, an deren Rand sie standen, quoll eine Flamme empor, in wenig Augenblicken stand das Gestrüppe an den Felsen rundum in hellem Brande, der Wind heulte in der engen Felsspalte wie tausendfältiges Angstgeschrei, das aus der Tiefe zu ihnen hinaufdrang. Ueber ihnen prasselten die Wolken unaufhörlich, als wollten sie in Stücken über ihren Häuptern zusammenbrechen und sie mit dem Liliensteiner Felsen in die bodenlose Tiefe begraben.

„Jetzt das Opfer! der Rothkopf!“ schrie der Zigeuner wie mit Posaunenstimme durch den wüthenden Aufruhr hindurch, der sie von allen Seiten, über und unter ihnen, umras'te. Einer der Beherztesten faßte den Schandauer Arnhold und rief: „Faßt ihn, stürzt ihn hinunter!“ — Es wäre um den Unglücklichen geschehen gewesen, hätte nicht in selbem Moment ein Feuerklumpen von riesiger Größe die Wolken zerrissen, so daß Alle geblendet von dem plötzlich glührothen Lichte niederstürzten. Aber die Todesangst des Arnhold, der nun erkannte, was sein Loos bei diesem Teufelswerke sein sollte, überwog den Schrecken vor dem gewaltigen Blitze und dem entsetzlichen Donnerschlage, der die Erde zertrümmern zu wollen schien. Schreiend riß er sich los von der Faust dessen, der ihn gefaßt hatte, und ras'te fort mitten durch den Graus, der ihn wie heulende Höllenstimmen umbrüllte.“

Der Wirth ließ nun eine Pause eintreten. Der Eindruck seiner Schauergeschichte lag auf allen Gesichtern.

„Nun," fuhr der Erzähler fort — „'s ist nicht viel mehr Gescheidtes zu berichten. Der furchtbare Blitz hatte nicht nur Arnhold gerettet vom Tode, sondern auch die bisher verschlossenen Schleußen der krachenden Wolken gesprengt, die sich nun in einem Sündfluthguß entlduen. Nach Aussage des Zigeuners war's mit dem Heben des Schatzes vorbei, da der Eine geschrieen hatte: „„Faßt ihn! stürzt ihn hinunter!"" — Wie der Arnhold in der wilden, grausen Nacht von dem Felsen herunter gekommen, weiß Niemand; das aber weiß Jedermann, daß er am frühen Morgen bei Wendisch-Fähre liegend gefunden und nach seiner Wohnung in Schandau gebracht wurde. Der Schreck und das Entsetzen hatten ihm die Sinne verwirrt, und ehe ein Vierteljahr vergangen, war er vollkommen wahnsinnig; seine Frau aber, der er in lichten Augenblicken Alles erzählt, was geschehen, ließ sich von ihm scheiden, weil sie fest glaubte, er werde nicht mehr selig werden nach solchem Teufelswerk. Der Arnhold träumte in seinem unglücklichen Zustande von Nichts, als vom Teufel und der offenen Hölle, der er für immer angehöre, und starb elendiglich. Die Andern hatten auch weiter keinen Segen, denn sie gingen sämmtlich nach ein paar Jahren zu Grunde."

„Ja, 's ist buchstäblich wahr," stimmten fast Alle bei, nachdem der Wirth die Erzählung beendet hatte.

„Es ist schlimm, daß ihr Leute das furchtbare Gewitter dem Teufel auf den Hals wälzt," bemerkte der junge Fremde — „und Eins mit dem Andern verwechselt. Aber es läßt sich leicht erklären, daß Leute, die ohnehin vom Teufel und solchem Gespensterspuk träumen und in Angst und Furcht sind, was da Entsetzliches geschehen werde, ohne Zögern das Natürliche für das in ihrem Gehirn fest geglaubte Uebernatürliche ansehen."

„Der junge Herr sind ein Thomas in Folio!" rief der Wirth ärgerlich — „wie man keinen Mohren weiß waschen kann, so auch keinen Ungläubigen zum Gläubigen machen."

„Jeder hat seine Freiheit, und ich behaupte die meine!" entgegnete Jener lachend — „ich verwehre es Niemand, dummes Zeug zu glauben, nur ich will nicht so albern sein — das ist also lediglich meine Sache."

So gern auch der Wirth etwas Gröbliches auf diese auch ihn in die Kategorie der Dummköpfe setzende Rede entgegnet hätte, so mochte er sich doch erinnern, wie thörigt es sei, mit einem gar nicht an den Teufel glaubenden Menschen sich herum zu zanken, er begnügte sich, ihm einen Blick der Geringschätzung zuzuwerfen, den Jener ruhig hinnahm und sich dann, als die Leute eine andere Unterhaltung, die ihre örtlichen Angelegenheiten betraf,

auf's Tapet brachten, an den andern Tisch zu seinem Bruder setzte.

Ein paar Stunden später lagerte tiefer Friede auf dem Hause, die Nacht hatte ihren Scepter über die Landschaft gestreckt, und nur zuweilen ließ sich die klaffende Stimme eines Hofhundes aus einem der Dorfgehöfte hören, und des Wächters Stundenruf unterbrach auf kurze Augenblicke die tiefe Stille.

Die beiden Brüder hatten eine Schlafkammer neben der ihrer Schwester angewiesen erhalten. Ehe sie sich zur Ruhe begaben, traten sie bei ihrer Schwester ein, vor deren Bett eine brennende Lampe auf einem Tische stand. Das Lächeln des jungen Mädchens war das deutlichste Anzeichen, daß es nichts weniger als krank sei.

„Köstlichen Spaß haben wir gehabt, Rahel," sagte der Eine halblaut — „Schade, daß Du nicht mit unten sein konntest, Du hättest hinlänglichen Stoff zum Lachen gefunden — Du lachst ja gern."

„Für's Leben gern, und darum wird mir die Krankenrolle auch so schwer — ach, ich bin vor langer Weile fast umgekommen," entgegnete das junge Mädchen. „Was gab's denn unten Lustiges, Philipp? Erzähle doch."

Philipp erzählte von dem Schatzgräberspuk, an den

der Wirth so steif und fest glaubte. Rahel fand sich dadurch außerordentlich belustigt, sie lachte viel über den Aberglauben der Leute und sagte dann: „Ach, wenn diese Leute wüßten, daß auch wir dort einen Schatz, aber ohne solchen Teufelsspuk heben wollen!“

„Das gäbe ihnen allerdings wieder reichen Stoff zu einer neuen Beelzebubsgeschichte,“ lachte Philipp, und fuhr dann fort: „'s ist schlimm für Dich, arme Rahel, daß Du morgen noch die Kranke spielen mußt; aber es geht wahrhaftig nicht anders, wir mögen's überlegen, wie wir wollen; Heinrich und ich müssen einen vollen Tag haben, um den Ort aufzusuchen, wo wir die Zeichen finden sollen. Das ist keine Kleinigkeit für Leute, die so stockfremd in der Gegend sind, als wir. Ja, einen Tag brauchen wir sicher nicht allein zum Aufsuchen des uns bezeichneten Ortes, sondern auch um uns hinsichtlich der Wege nach und nach zu orientiren, daß wir bei der Nacht nicht etwa unnöthig in der Irre umherlaufen.“

„Was steht denn der Heinrich so kopfhängerisch da?“ fragte Rahel nach einer Weile, in welcher sie mit Philipp über diesen Gegenstand Mehreres gesprochen. „Bist Du krank, Heinrich?“

„Ich? nein! müde!“ war die Antwort dessen, den wir als den Kutscher bezeichnet haben.

Wir nehmen hier die Gelegenheit wahr, um dem Leser nicht nur eine kurze Schilderung der drei Geschwister

zu geben, sondern auch von dem zu sprechen, was die Ursache ihres Hierseins und Vorhabens war.

Heinrich, der schweigend an der Wand gelehnt und den Kopf auf die Brust niedergesenkt hatte, war eine große, breitschulterige Gestalt. Sein Gesicht, stark gebräunt, wies auf seinen Lebenslauf, die Jagd, hin. Der frische Waldesduft, die viele Bewegung im Freien bei jeglicher Witterung hatten ihm jenen kernigen Ausdruck der Gesundheit gegeben, den man zumeist an jungen Forstleuten bemerkt, deren Aeußeres wie ihr ganzes Sein und Wesen sich so auffällig verschieden von den verweichlichten Stadtmenschen erweis't. Aber ein tiefer Ernst lagerte in seinem Antlitze, als ob über die Blüthen seiner Jugend ein Frostreif gezogen wäre und sie erstarrt hätte. Bei einiger Freundlichkeit würde sein Gesicht unter die schönen männlichen gehört haben; aber der starke Bart, der ihm Kinn und Wangen bis zur Schläfe hinauf, so zu sagen, einhegte und ein in der Regel strenger, zuweilen auch finsterer Blick aus tiefen Augenhöhlen verlieh ihm den Ausdruck des Abschreckenden, und in der That war sein Charakter auch verschlossen und ein schnell auflodernder Jähzorn die ihn bei jeder Gelegenheit übermannende Leidenschaft.

So bot er im äußeren wie im inneren Wesen einen schroffen Gegensatz zu seinem Bruder Philipp, der schlank und geschmeidigen Körpers, ohne weichlich zu sein, zu jenen den Augen gefälligen Erscheinungen der jungen

Männerwelt gehörte, bei welchen wir auf den ersten Blick eine innige Harmonie der geistigen wie körperlichen Eigenschaften vermuthen.

Philipp besaß in der That ein heiteres, lebensfrohes Gemüth, das alles Schöne rasch auffaßte und sich zu eigen zu machen wußte, sein Geist beherrschte die glänzende Form. Der Unterhaltungsgabe war er ganz und gar mächtig, was als ein besonderer Vorzug ihn bei Allen, mit denen er bekannt wurde, außerordentlich beliebt machte. Man konnte von ihm ohne Uebertreibung sagen: er sei liebenswürdig in jeder Hinsicht.

Jetzt war er im vierundzwanzigsten Lebensjahre und von der Universität zurück, wo er sich in den cameralistischen Wissenschaften bedeutende Kenntnisse erworben hatte und frohen Muthes einer Anstellung im Staatsdienste entgegen schaute, denn er war sich bewußt, etwas Tüchtiges gelernt zu haben.

Aehnlich ihm im Charakter war Rahel, eine hübsche Brünette, die in ihrem jungen Leben noch nichts Schlimmeres erfahren, als den Tod des Vaters, der ihr allerdings viel Thränen gekostet hatte, die aber mit der Zeit wieder getrocknet waren, ohne ihrem heiteren, lach- und lebelustigen Sinne einen Abbruch zu thun. Von Herzen gut, vergaß sie indeß schnell wieder einmal gefaßte Vorsätze, wenn diese nicht unmittelbar auf sie von Einfluß waren. Sie glich in ihrem Benehmen und Empfindungen

jenen windschnell auf den Lüften dahin schwebenden Stundenthierchen, die jeden Augenblick ihres ihnen so kurz zugemessenen Daseins möglichst angenehm genießen zu wollen bestrebt sind. Auch Rahel liebte die Freude und das Vergnügen über Alles. Ihre Freuden und Vergnügungen, die sie bisher genossen hatte, gehörten jedoch nicht zu jenen lauten Lustbarkeiten der Stadt, sondern zu den einfachen häuslichen Freuden, wie man sie unter den gebildeteren Bewohnern auf dem Lande kennt, wo Besuche bei entfernt wohnenden Freunden schon zum besonderen Vergnügen gerechnet werden, und nur selten ein Ball Gelegenheit bietet, sich in größeren Kreisen zu bewegen.

Als Tochter eines Königlichen Försters, der wie ein Einsiedler im Busche wohnte und nur auf den Umgang mit seiner eigenen Familie beschränkt war, da das nächste Dorf doch mindestens eine halbe Stunde entfernt lag, mußte nothwendig eine jede Stunde, die Rahel unter ihren Bekanntinnen in der Umgegend zubringen konnte, für sie von großem Werthe sein, zumal sie sich ungemein gern der Mittheilung schrankenlos hingab.

Das Försterhaus im G...busche glich einem Kloster, es ging sehr still darin zu. Diese eigenthümliche Ruhe schien sogar auf die Hunde des alten Winkelmann, unter welchem Namen der Förster in seiner Umgegend allgemein bekannt war, übergegangen zu sein. Man hörte sie nur in dem Falle ein Gebell erheben, wenn ein Fremder

sich dem versteckt liegenden Gehöfte nahte, was in den letzten Jahren seines Lebens wirklich eine Seltenheit zu nennen war, da er, wie es schien, gänzlich mit der Welt allen näheren Umgang, als den, welcher unumgänglich zu seinem Berufe gehörte, abgeschworen hatte. Wäre Rahel nicht im Hause gewesen, so würde der Aufenthalt in demselben jedenfalls ein sehr unlustiger gewesen sein; aber das junge lebensfrohe und doch in so engen Schranken lebende Mädchen glich einer personificirten Lichterscheinung. Rahel sang und war guter Dinge, sie wußte Nichts von Leid und Kummer, und der alte Winkelmann, der Niemand in seiner Nähe einen solchen Ausdruck ungestörten Frohsinns erlaubt haben würde, hatte für sie keine Mahnung, sich ruhig zu verhalten. Nur zuweilen hörte sie ihn sagen: „Du bist sehr glücklich, Rahel — sehr glücklich! — Mögest Du es immer bleiben, ich wünsche es Dir, gutes Kind."

Manchmal sagten die Leute, wenn die Unterhaltung auf den Förster Winkelmann kam: „Dem muß was auf dem Herzen liegen, was ihn drückt und quält und so menschenfeindlich macht, daß er lieber mit gar Niemand mehr reden möchte." In der That war das Benehmen des Försters ein sehr räthselhaftes. Eine tiefe Schwermuth beherrschte ihn in den letzten Jahren seines Lebens ganz und gar, und wenn's zu arg mit derselben wurde, die vier Wände seines Hauses ihn erdrücken zu wollen

schienen, warf er die Flinte über die Achsel und rannte in den Wald hinaus, ob es auch stürmte und kein Mensch so unbarmherzig gegen ein Thier gewesen sein würde, es in das wildfeindliche Nachttoben hinauszustoßen.

Es hatte sich getroffen, daß Leute, welche die den Forst durchziehende Straße einherkamen, Zeugen des seltsamen Treibens des Försters geworden waren. Allerdings mußten sie wohl auf den Gedanken gerathen, daß der Winkelmann ein Geheimniß ganz besonderer Art auf dem Herzen habe, denn sie hatten ihn mit beiden Fäusten gegen den leeren Luftraum vor sich kämpfen sehen, als stände da Jemand vor ihm, mit dem er im heftigsten Streite begriffen sei, und dann hörten sie ihn plötzlich laut aufschreien, daß es schauerlich zwischen den hohen Waldbäumen widerhallte, und sahen ihn pfeilschnell wie in wilder Flucht in das tiefste Dickicht hineinrasen. Andere hatten ihn dagegen langsam auf den Waldwegen hingehen sehen, immer sprechend, als ob er mit Jemand in eifriger Unterhaltung sich befände, und wenn sie, da den Leuten, die keine Menschenseele bei ihm sahen, dies doch auffällig sein mußte, voll Erstaunen und Neugier sein seltsames Treiben weiter beobachteten, hatten sie nicht ohne Schreck bemerkt, wie er sich plötzlich zu Boden warf, als wenn er vor Jemand niederknice, und dann drangen gewöhnlich wilde Flüche aus seinem Munde.

Die Waldarbeiter hatten vor ihm einen höllischen

Respect und vermieden Alles, was ihn aufbringen konnte; denn wenn er sie mit seinen kohlschwarzen Augen anstierte, zitterten sie unter der Gewalt dieses Blickes, als ob sie unter den Einfluß eines höheren Wesens sich plötzlich versetzt fühlten. Aus seinen früheren Jahren her wußte man noch, daß er ein wilder Patron gewesen, dem ein Menschenleben mit einem Fingerdruck zu enden, keine besondere Last für das Gewissen war; denn man erzählte sich, wie er gegen Wild- und Holzdiebe ein unbarmherziger Verfolger gewesen und mit seiner Büchse Mehreren das Lebenslicht ausgeblasen habe, die nur aus Noth das gefährliche Handwerk ergriffen hatten, um ihre Familien nicht Hunger und Frost leiden zu lassen.

Daß sonach keine herzliche Zuneigung der Leute aus der Umgegend gegen den alten Winkelmann obwaltete, war nur natürlich, man scheute sich vor ihm, wie vor dem Teufel, und wenn über sein, vorzüglich in seinen letzten Lebensjahren seltsamer und auffälliger werdendes Treiben gesprochen wurde, sagten die Leute immer: „Das ist kein Wunder, der hat manchen schweren Fluch auf sich und manchen Tropfen Blut. Denkt nur an den armen Lobauer Jacob, der in dem harten Winter damals für seine Familie — der Mann hatte sieben Kinder und eine schon jahrelang kranke Frau — Holz aus dem Forst holte, daß die armen Würmer zu Hause nicht erfrieren sollten. Wer hat ihn denn niedergeschossen als der Winkelmann?

Wenn dergleichen Segen bringen sollte, nun da müßte jeder Mörder selig werden. Jetzt verfolgen ihn die Gespenster Derer, die er im Uebermuthe niedergeschossen — 's ist nur gerechte Strafe von Gott."

Daß man den Förster den alten Winkelmann nannte, kam daher, weil er erstens zwei Söhne und eine Tochter, und zweitens, weil er schlorweißes Haar hatte, obwohl er noch kein Sechziger und robusten Körperbaues war.

Der schon geschehenen Schilderung der drei Geschwister gemäß, besaßen diese, besonders Philipp und Rahel, eben so sehr das Wohlwollen der Leute, als diese vor deren Vater Scheu trugen. Das heitere und gefällige Wesen des jungen Mädchens machte auf Alle, die in dem Försterhause zu thun hatten, einen guten Eindruck, und man sagte: „Es wäre kaum zu begreifen, wie der alte Winkelmann zu solch einem freundlichen Engel gekommen sei, hier träfe das Sprichwort: „„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme"" ganz und gar nicht ein, eben so wenig wie bei Philipp, der auch ein recht lieber und leutseliger junger Herr sei."

Der Philipp war nur immer auf wenige Wochen im Jahre im Försterhause zum Besuch, denn seine Studien hielten ihn in der großen Universitätsstadt fest; aber diese kurzen Aufenthaltsfristen waren hinreichend gewesen, um ihn der Nachbarschaft als einen heiteren, lebelustigen Gesellschafter bekannt und somit auch angenehm zu machen.

Mit dem Heinrich jedoch verhielt sich die Meinung der Leute ganz anders, er hatte einen starken Zug des väterlichen Charakters, sein ernstes und verschlossenes Wesen war wenig geeignet, sich Zuneigung zu erwerben. Besonders in der letzten Zeit, als der Vater krank lag und Heinrich, der die Forstwirthschaft theoretisch und practisch vollkommen erlernt hatte, den Forst allein verwaltete, bemerkte man an dem jungen Manne Spuren von Schwermuth, die plötzlich in den ganz entgegengesetzten Contrast einer großen, fast wilden Freude übersprang, deren Ursache Niemand ahnte. In solcher Stimmung hörte man ihn im Walde lustige Jägerlieder pfeifen und singen, und sah ihn lachen, als wäre er der fröhlichste Mensch auf Erden.

Das war freilich eine große Sonderbarkeit, weswegen es auch von ihm in der ganzen Nachbarschaft hieß: „Das ist der ganze Alte, auch so verdreht und seltsam, daß kein Mensch aus ihm klug werden kann.“ Indeß konnte ihm Niemand Hartherzigkeit oder sonstige Unbarmherzigkeit zum Vorwurfe machen. Auf ihm ruhte noch nicht der Fluch des leichtsinnigen Menschenmordes um eines Stück Holzes oder um eines Häsleins willen, obwohl der Heinrich ein Forstmann war, der unnachsichtlich auf's Recht im Reviere sah.

Als der Vater gestorben — man sagte, sein Todeskampf sei furchtbar gewesen, weswegen der Heinrich auch

Niemand in den letzten Tagen zu ihm gelassen hatte, denn selbst der Pfarrer aus Lobau, dem nächsten Dorfe, der ihn um christlichen Trostes willen habe besuchen wollen, sei höflich in der Försterei abgewiesen worden — führte der Heinrich das väterliche Amt ohne Unterbrechung fort, und Rahel besorgte die kleine Wirthschaft. Es machte kein geringes Aufsehen, als man hörte, Heinrich habe die ihm von der Regierung angebotene Stelle seines Vaters ausgeschlagen mit der Bitte, ihm gnädigst dafür eine andere in einer entfernten Gegend des Landes überweisen zu wollen. Die Leute zerbrachen sich die Köpfe über den Grund, welcher den Heinrich Winkelmann veranlassen konnte, eine wohleingerichtete Försterei, und noch dazu sein Vaterhaus, mit einer ihm fremden, ganz unbekannten Stellung vertauschen zu wollen. Mit klugen Sinnen konnte so Etwas doch nicht geschehen sein, wenn nicht eine ganz besondere Ursache ihn dazu bestimmt hatte. Diese Ursache zu erfahren, konnte Niemand erwarten, weil eben Niemand Heinrich's Vertrauen besaß. Indeß kein geringes Erstaunen bewirkte diese Handlungsweise Heinrich's auf seinen Bruder, als dieser zwei Monate nach des Vaters Begräbniß in's Vaterhaus zurückkehrte und dessen Vorhaben erfuhr.

„Aber, Heinrich, ich bitte Dich doch um Gottes willen, Du willst die schöne Stelle hier gegen eine andere, vielleicht weit geringere und ruhelosere auf-

geben?" rief Philipp — „Du hast das wohl gar nicht überlegt?"

„O ja, über die Jahre des Leichtsinnes bin ich hinaus, ich bin zwei Jahre älter als Du. Es gefällt mir hier nicht, der Wald und das Haus sind mir zuwider — es ist eben zu viel Ruhe hier, die taugt mir nicht, ich muß thätig sein können, das ist nöthig für mich wie das Athemholen für die Lunge, die auch nicht ohne Luft bestehen kann."

Philipp kannte seines Bruders ernstes, verschlossenes Wesen zu gut, als daß er hätte erwarten dürfen, gründlicher über die Ursache seines Vorhabens unterrichtet zu werden.

Daß die geringere Thätigkeit, die Heinrich in einer so wohleingerichteten Stelle allerdings finden mußte, allein der Grund sei, konnte er sich nicht denken; aber er hoffte auf keine weitere Erklärung von Seiten Heinrich's, der nie sich von besonders mittheilender Natur gezeigt hatte.

„Was soll denn aber aus Rahel werden?" fragte Philipp nach einer Weile — „für sie hätte es keinen passenderen Aufenthalt geben können, als eben hier das Forsthaus, aus dem sie später hinaus geheirathet haben würde."

Heinrich blickte eine Zeit lang stumm zu Boden, dann hob er den Kopf in die Höhe und sagte: „Ja, die

Rahel — das ist das Einzige, was mich schon beschäftigt hat. Wir wollen später darüber sprechen." Und die Büchse von der Wand nehmend, schlenderte er hinaus in das Waldesdüster.

Der Philipp war ganz perplex geworden; für ein so räthselhaftes Benehmen, wie das Heinrich's, konnte er gar keinen Aufschluß sich denken. Er redete darüber mit Rahel, der es recht in der Seele wehe that, daß sie aus dem väterlichen Forsthause fort und dies einem Andern gehören sollte. „Nun, Kind," sagte Philipp nach einigem Nachdenken — „da bleibt denn nichts Anderes übrig, als sich d'rein ergeben und für einen schicklichen Ort für Deine Zukunft sorgen. Hätte ich eine Anstellung bereits, würde das der geringste Kummer sein. Du führtest mir wie dem verstorbenen Vater die Wirthschaft und lebtest bei mir in der großen Stadt."

Diese Aeußerung blieb für das der Freude so zugängliche Gemüth des jungen Mädchens nicht unfruchtbar. Rahel's lebhafte Phantasie stellte sich die große Stadt, von deren Vergnügungen sie so viel Erstaunenswerthes gehört hatte, bald als ein wahrhaftes Paradies aller Freuden vor. Deshalb traf auch der Bescheid der Regierung, daß Heinrich's Gesuch abgewiesen sei und er die Stelle des Vaters anzutreten habe, als ein schwerer Donnerschlag, indem er ihre Hoffnungen, sich in der großen Stadt mitten in dem Freudenleben zu sehen, zu vereiteln

schien. Und wie nahe diese Hoffnung der Erfüllung bereits war, mag aus der Bemerkung hervorgehen, daß fast zu gleicher Zeit auch Philipp eine Anstellung in einem Ministerial-Büreau fand und die Weisung erhielt, zum October seine Stelle anzutreten. Bis dahin war noch fast der ganze Septembermonat Frist, und Philipp beschloß, diese ihm noch verbleibende kurze Zeit unbeschränkter Freiheit zu einigen Besuchsreisen zu verwenden und die letzte Woche vor Beginn des Octobers in der Residenz einzutreffen, um seine kleine häusliche Einrichtung zu besorgen. Rahel war recht niedergeschlagen, denn da der Heinrich im Forsthause blieb, mußte ja auch sie dableiben, denn wer sollte ihm denn die Wirthschaft führen?

„Aergere ich mich doch über mich selber, daß ich dem armen Dinge erst den Mund wässerig machte und von der großen Stadt erzählte, wo sie mir, wie unserm seligen Vater, die Wirthschaft führen sollte, wenn Du nämlich nicht hier geblieben wärest," sagte Philipp zum Bruder, der hastig fragte: „Darüber ist sie also traurig?" — „Ueber was sonst?" entgegnete Jener — „sie hat sich umsonst auf die große Stadt gefreut, und nun macht's ihr keine Freude, hier im einsamen Hause bleiben zu sollen."

„Hm! darum also ist sie traurig!"

Heinrich äußerte Nichts weiter; aber des Abends, als Philipp zu einem bekannten Gutsbesitzer in der Nachbarschaft geritten war, trat er zu Rahel, die auf einer

Moosbank in dem kleinen Gärtchen hinter dem Hause saß und statt die Blumen, die sie sonst mit außerordentlicher Sorgfalt pflegte, zu begießen — die Gießkanne stand gefüllt neben ihr — den Kopf in die hohle Hand gesenkt hatte und in recht tiefem Nachdenken vor sich hinbrütete.

Sie war so sehr in ihre Gedanken versunken, daß sie Heinrich's Eintritt in das kleine Gärtchen nicht bemerkte. Der stand eine Weile lang still, das junge Mädchen betrachtend, von dem so sichtbar Freude und Lust gewichen war.

„Rahel!" rief er dann, einen Schritt näher tretend.

Rahel fuhr erschrocken auf, blickte auf den Bruder, und sich selber tadelnd, sagte sie bitterböse: „Ach, die dummen Gedanken — wo nur die herkommen mögen? Ich habe ganz das Gießen vergessen, und meine armen Blumen sind so durstig."

Heinrich hielt sie nicht zurück von der nun eifrig von ihr gethanen Arbeit, er blieb unbeweglich auf der Stelle stehen, und über sein gebräuntes, ernstes Gesicht zog langsam ein schwerer Schatten von Unmuth. Die breite Brust des Mannes hob sich von einem tiefen, aber unhörbaren Athemzuge, als gälte es, eine Empfindung von Bitterkeit hinunter zu würgen oder ein Leid zu verschmerzen, das plötzlich übermächtig ihn bedrückte.

Als Rahel die Kanne ausgegossen und der frische, wohlthuende Erdgeruch von dem getränkten Boden auf-

duftete, wollte sie an Heinrich vorbei in's Haus hinein. „Bleib'," sagte der — „ich habe eine kurze kleine Frage an Dich."

Der Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, klang so gänzlich verschieden von der gewöhnlich befehlenden Redeweise Heinrich's, daß Rahel darüber erschrak und ganz erstaunt an ihm aufsah. Sie hätte, wenn er jetzt vor ihr gestanden und sie mit dem ernsten, strengen Antlitz angeschaut hätte, darauf geschworen, es sei ihm ein schweres Wehe widerfahren, denn ein ganz eigenthümlicher Anklang von Schmerz lag in dem Tone seiner Worte.

„Der Wald gefällt Dir nicht mehr, die schlanken Tannen sind keine glänzenden Paläste, wie es in der großen Stadt so viele giebt — Du willst fort, Rahel, ich weiß es, der Philipp hat es Dir in den Kopf gesetzt, daß es dort schöner sei, als im grünen Forste, wo nur die Waldvögel Concert anstimmen, wenn die Sonne aus dem kühlen Nachtbade jenseits der Berge aufsteigt. Philipp hat Recht, es ist ein großer Unterschied zwischen dort und hier. Dort ist Leben und Lust, die Zeit vergeht schneller, dort haben sie Tage, die das Vergnügen zu Stunden kürzt; hier ist Einsamkeit und Tod, denn Langeweile ist ein langsamer Tod, der die kurzen Stunden zu Tagen verlängert. Und Du bist jung, Rahel, Dein Herz sucht die Freude, und Du wirst sie gewiß finden, denn Du lässest hier Nichts zurück, was Dich an den grünen Forst erinnert."

Rahel hatte Alles gehört, sie zitterte unter dem Gewichte dieser Worte, von denen jedes ein tiefeinschneidender Vorwurf war.

„Ach," sagte sie und heftete die Augen zum Boden — „die Gedanken sind freilich eine große Thorheit von mir gewesen, aber Du mußt nicht schelten, Heinrich, wir Mädchen sind immer so gern über das hinaus, was uns am Nächsten liegt, das liegt so in der Art, weil unsere Geschäfte in so engem Kreise sich drehen. Aber Du thust mir weh, Heinrich. Ich möchte tausend Meilen weit von hier sein, an Dich und unsern grünen stillen Forst dächte ich doch immer zurück."

Ueber das braune Gesicht Heinrich's flog ein heller Schimmer großer geheimer Freude. „Du dächtest an mich zurück, Rahel?" fragte er rasch, sie in seinen Arm ziehend.

„Sollte ich denn nicht? Bist Du denn nicht mein Bruder?" entgegnete das Mädchen, das Gesicht an seine Brust lehnend und mit den hellen, klaren Augen in die seinen aufschauend.

Da war es, als erlösche der Freudenschimmer, der sein gebräuntes Gesicht so eben verschönt und mild gemacht hatte, in einem düstern Schatten. Er ließ eine kurze Pause folgen, ehe er Etwas auf ihre Worte erwiderte. Dann sagte er mit festem Tone: „Eben weil ich Dein Bruder bin, will ich, daß Du nicht Dein junges Leben meinem einsamen Lebensberufe zum Opfer bringen sollst.

Die einzelne Blume stirbt freudenlos hin — das sollst Du nicht. Es ist Alles in Ordnung gebracht, eine Haushälterin wird meine Wirthschaft führen und Du mit Philipp in der Stadt wohnen."

Die Hunde schlugen jetzt plötzlich an und der Jägerbursche kam eiligst mit der Meldung, daß Se. Excellenz der Herr Oberforstmeister mit dem Herrn Oberförster so eben zu Pferde vor dem Hause hielten und nach ihm fragten. „Rede von dem Gegenstande nicht wieder, er ist abgemacht, man muß das Herz nicht mit dem Leid der Trennung mehr beschweren, als es ohnehin damit schon beschwert ist," redete Heinrich halblaut — „aber wenn Dir der grüne Forst hier einmal als Ruheort dünken, wenn Dich Nichts mehr in der großen Stadt fesseln sollte, dann komme getrost wieder, Du wirst den Forst und mich, seinen Wächter, so finden wie heute." Und damit eilte er fort, den hohen Besuch zu begrüßen, der ihm angemeldet worden war.

Rahel wußte in den ersten Momenten nicht, wie ihr geschehen. Das war Alles so schnell an ihr vorüber gegangen, daß sie es wie einen Traum betrachtete; aber als sie Alles überdachte, da kam große Freude in ihr junges Herz und — sie vergaß ganz das Leid, welches Heinrich hinsichtlich der Trennung von ihr hatte blicken lassen. Ihr Gemüth faßte nur die große Ueberraschung, ihren Wunsch erfüllt zu sehen, nicht aber den Ausdruck

des Schmerzes, der aus Heinrich's Worten hervorgeklungen.

Und nun gab's im Forsthause eine große Thätigkeit. Zu der Uebersiedelung mußte Rahel alle ihre Sachen in Stand setzen, und da hatte sie alle Hände voll zu thun. Und das väterliche Erbtheil wünschte Heinrich nun getheilt zu sehen. Die Geschwister benutzten einen Sonntag Nachmittag dazu, um dieses ernste Geschäft, an das noch Keins gedacht hatte, in Ordnung zu bringen. Die Theilung des Baarvermögens, das der Vater hinterlassen, war sehr bald geschehen, denn es überstieg kaum zwei tausend Thaler; aber dann galt es, alle seine Papiere zu durchschauen, die bis jetzt in guter Ruhe, so wie er sie am Tage seines Todes zurückgelassen, in seiner bisher verschlossenen Stube in den Schränken lagen. Meistens Rechnungen, werthlose Briefschaften fanden sich vor, Alles Dinge, die Niemand interessiren konnten.

„Nichts mehr da?" fragte Philipp die Schwester, welche das Geschäft versah, aus den vorhandenen Schubfächern Alles heraus zu nehmen, was sich darin vorfand.

„Nein, Nichts mehr," war Rahel's Antwort — „mein Gott, habe das Schubfach da zu weit heraus gezogen und kann es nicht wieder hinein bringen. Helft mir doch, ich bringe es nicht allein in Ordnung."

Heinrich stand auf. Für seine Armkraft war das nur leichtes Spielwerk. Ein sonderbares Rollen und

Poltern in dem Schranke wurde hörbar. „Was war denn das?“ fragte Philipp — „Du hast wohl die hintere Schrankwand zerstoßen? — Es klang, als wäre Etwas im Innern aufgesprungen,“ bemerkte Rahel.

Heinrich zog den Schub nochmals heraus.

„Nun ja, ich habe doch recht, Du hast die hintere Schrankwand zerstoßen!“ rief Philipp lachend — „da klafft ein drei Zoll breiter Sprung in dem Holze — o, ihr Nimrode seid immerdar gewaltig bis zum Exceß!“

Der Heinrich entgegnete: „Wer kann dafür? das alte Möbel hat seine hundert Jahre redlich abgedient, da ist's kein Wunder, wenn es einmal einen Sprung bekommt.“

„Halt einmal — halt! da guckt Etwas hervor — ein grünes Band,“ rief Rahel, die ganz genau den Sprung angesehen. Sie langte mit der Hand hinter und ergriff das Ende eines grün verschossenen Bandes, welches ganz oben an der Spitze des Sprunges sich befand, wo der obere Schub den Raum des herausgezogenen abschloß. Bei einigem Ziehen verlängerte sich das Band um Etwas, ein Gegenstand, an den es befestigt sein mußte, rutschte zugleich mit, den sie nicht sehen konnten, wohl aber das dadurch verursachte leichte Geräusch hörten.

„Sollte das ein geheimes Fach sein?“ äußerte Heinrich — „den Anschein hat es ganz wie so.“

Nun wurden alle Schübe herausgezogen, und die

Vermuthung bestätigte sich sogleich, als Heinrich mit der Hand die Hinterwand untersuchte. Durch einen starken Druck, den er zufällig bei dieser Untersuchung an einer Stelle anwendete, wurde ein starkes Geräusch hörbar, als ob eine Schloßfeder sich zusammenzöge, und knarrend theilte sich die bereits gelüftete Hinterwand um ein paar Spannen weiter. Man sah nun, daß sie einen geheimen Verschluß verdeckt hatte. An der wirklichen Hinterwand des Schrankes waren ein paar nicht allzubreite Bretchen wagrecht befestigt, auf deren oberstem ein Päckchen Briefe, ganz vergilbt und von dem grünen Bande umschlungen, lagen, während man auf dem andern eine Brieftasche bemerkte. Da es, wenn die Schübe nicht alle herausgezogen wurden, so finster war, daß man Nichts erkennen konnte, zumal wenn man gar keine Vermuthung eines solchen geheimen Behältnisses hegte, so würde dasselbe, so lange es in Heinrich's Besitz geblieben, jedenfalls nicht entdeckt worden sein, wenn nicht der Zufall jetzt thätig gewesen wäre.

Die Geschwister befanden sich in größter Spannung. Rahel kostete es viel Mühe, ihre außerordentlich erregte Neugier in Schranken zu halten. Die Briefe waren alle von Frauenhand geschrieben, ein Theil derselben, Philipp las sie vor, athmete die reinste, innigste Liebe. Sie enthielten die heiligsten Schwüre der Treue, die Versicherung, daß die Schreiberin lieber das Leben, als den Geliebten

lassen wolle. Der öfter darin genannte Name „Theodor“ war der ihres Vaters, das konnten sich die Geschwister nicht verhehlen.

„Nun, bei Gott!“ rief Philipp erstaunt — „stände es nicht hier Schwarz auf Weiß vor mir, ich würde es für eine lustige Erfindung halten, wenn mir Jemand erzählte, daß unser seliger Vater jemals der Gegenstand so heißer Liebesgluth gewesen, die, wie aus diesen Billetdoux hervorgeht, von ihm eben so innig erwidert worden sein muß. Er, der so ernst und schweigsam war, daß man öfters ihm die Worte hätte abkaufen mögen.“

Ein Schatten überschwebte Heinrich's Gesicht. „Das ist eben eine Thorheit ohne Gleichen, daß man mit dem Aeußeren das Innere verwechselt,“ entgegnete er — „das Herz ist eine Welt, die nicht Jeder versteht. Muß man denn ein Springinsfeld sein, um innig fühlen zu können? Im verschlossenen Krater eines Vulkans gähren die wilden geheimnißvollen Mächte gewaltiger als da, wo sie ihre feindlichen Kräfte durch offenen Bergesschlund zum Himmel aufschleudern können.“

„Und Ihr überseht das ganz, daß die — wie soll ich sie denn gleich nennen? die Dame gerade so heißt, wie ich — auch Rahel,“ bemerkte das junge Mädchen, ganz glücklich über diesen zufälligen Umstand.

Aber nicht alle die von ihnen durchlesenen Briefe

waren des Inhalts — ach, diese Briefe waren die stummen Zeugen einer traurigen Geschichte, von der es im Liede heißt, daß sie ewig neu ist, und wem sie just passiret, das Herz entzwei bricht. Die letzten vorzüglich wichen mehr und mehr von der Sprache der glühenden Zuneigung ab. In einem derselben wurde die Wandlung der Leidenschaft in Kälte so stark hervortretend, daß auch das trauliche „Du" in das kalte, herzlose „Sie" nicht fehlte.

„Wenn Sie Ihre Vernunft zu Rathe ziehen, so wird Ihnen diese sagen, daß es Verhältnisse giebt, welche uns gebieterisch zwingen, unsere Gefühle den Anforderungen der Welt unterzuordnen, daß man vergessen lernen muß und Manches, was uns früher als ein Glück erschien, ohne das wir nicht leben zu können vermeinten, als eine Verirrung betrachten, die man eben nur durch Vergessen gut machen kann. Gedenken Sie des Standesunterschiedes, der eine durch Nichts auszufüllende Kluft ist, so werden Sie jedenfalls der Ansicht huldigen, die nun die meine geworden."

„Schändlich! eine niederträchtige Treulosigkeit!" rief Heinrich empört — „das also war es, was unsers Vaters Lebensglück störte!"

„Wer mag denn nur die Dame gewesen sein?" rief Rahel, gleichfalls entrüstet — „wenn man einmal liebt, muß man nicht für's ganze Leben lieben?"

„Gewiß, man kann nur einmal lieben, — es giebt auch nur Einen Gott, Einen Himmel, Eine Seligkeit,“ antwortete Heinrich, auf einen der Briefe niederblickend, den er in die Hand nahm, um ein höheres Roth, das plötzlich seine gebräunten Wangen überflog, zu verbergen.

Philipp zeigte sich etwas gleichgültiger. „Man merkt es Euch Beiden an, daß Ihr von dem Leben und Treiben in der großen Welt gar Nichts wißt. Das ist einmal so Weltlauf. Heute schwört man bei allen Himmelsmächten die unverbrüchlichste Treue, und über's Vierteljahr macht man sich selbst Vorwürfe, daß man so närrisch gewesen, sich einem Spiele der Laune hingegeben zu haben.“

Nachdem Heinrich sowohl als Rahel ihren Abscheu vor solcher Verrätherei am Höchsten des menschlichen Herzens genugsam ausgesprochen, ging man zur Oeffnung der Brieftasche. Sie enthielt meist militairische Notizen, durchaus in französischer Sprache, einige Papiere, unter andern eins von derselben Frauenhand und diesmal französisch geschrieben, fanden sich vor. Es war ein süßes Billet-Doux, der Name des Geliebten, an den es gerichtet, war nur durch den Namen Charles (Karl), der öfter in dem Briefchen vorkam, angedeutet. Jedenfalls hatte sich dessen Familienname auf dem Couvert befunden, das letztere aber lag nicht bei. Auf einer der Pergamentseiten indeß befand sich eine Notiz, die den Geschwistern eine außerordentliche Ueberraschung bereitete. Der Inhaber der

Brieftasche hatte daselbst eine Thatsache notirt, welche die Ursache ihrer Reise wurde, auf welcher begriffen wir sie unsern Lesern beim Eingange unserer Geschichtserzählung schilderten. Es fand sich nämlich Folgendes auf dem Pergamentblatte, deren die Brieftasche mehrere hatte, verzeichnet:

„Unsere Sache steht schlecht. Der Waffenstillstand, den wir hinsichtlich des Congresses zu Prag in einen Frieden verwandelt zu sehen glaubten, ist am Ende und der Krieg wieder vor der Thür. Er wird unser Untergang sein, denn auch Oesterreich hat sich mit Rußland und Preußen gegen uns vereint — wie wollen wir diesem vereinten Kriegskoloß die Spitze bieten? Es ist aber unmöglich, wie es unverantwortlich von Napoleon ist, nicht die Hand zum Frieden geboten zu haben; wir sind Alle, der Ueberzeugung, daß die folgenden Ereignisse unser Unglück heraufbeschwören werden. Wie ich dieses Blatt in Deine Hände bringen soll, weiß ich heute noch nicht, des Inhalts wegen zittere ich, daß es in unrechte Hände fallen könnte. Lägen wir nicht hier am Liliensteine in einem verschanzten Lager, und müßte ich nicht jede Stunde Ordre zum Aufbruch erwarten, so würde ich in Dresden, dem kaiserlichen Hauptquartiere, leicht Gelegenheit finden, dies inhaltschwere Schreiben durch einen der Couriere, die von da aus wöchentlich oft mehr als einmal nach Paris an die Kaiserin abgehen, Dir mit zuzusenden, meine Theure;

aber aus dem Lager am Liliensteine bietet sich mir keine solche Gelegenheit, und ich muß also warten, bis ich eine, und zwar eben so sichere, finden werde, weshalb ich auch diese wichtige Notiz jetzt fertig schreibe, um alsdann jede mir günstige Stunde, sie in Deine Hände bringen zu können, nicht durch unnützen Aufenthalt zu verlieren. Wisse, meine Theure, daß mich das Glück wunderbar begünstigt hat. Das mörderische Treffen bei Reichenbach hatte Herrn St. Martin de la Roche, jenem einzigen mir von väterlicher Seite gebliebenen Verwandten, der leider mir in seinem Leben so wenig freundschaftlich gesinnt gewesen, eine tödtliche Wunde gebracht, und erst die schmerzliche Todesstunde stiftete zwischen ihm und mir, der ich mich zufällig im Gefolge des Kaisers befand, welcher die Bewegungen der Truppen zur Verfolgung des Feindes über Görlitz nach Schlesien hin persönlich leitete, eine Versöhnung. Ich war der Einzige, der jetzt bei Herrn St. Martin verweilte, der Einzige, welcher seinen brennenden Durst labte und ihm den Angstschweiß trocknete. Dies und die nahe Aussicht zum Grabe mochte sein steinern Herz rühren, sterbend machte er mich zu seinem Erben, das heißt, er übergab mir einen alten Koffer von mäßiger Größe, mit dem Bemerken, ich solle mit dem Inhalte nach meinem Gefallen schalten und walten.

„Damals blieb mir keine Zeit, den Koffer zu untersuchen, wir mußten nach Görlitz marschiren, um diese

Stadt, deren jenseitige Höhen von den Russen mit starken Batterieen besetzt waren, zu nehmen. Kaum konnte ich vor dem Marsche noch die Signatur des Koffers verändern, daß er meinen Namen trug und ihn so der Bagage zugeben, die unsere Division begleitete. Eine Flintenkugel traf mich in den Fuß, als wir die Görlitz von seiner Vorstadt trennende Neisse überschreiten wollt n, und man brachte mich in eins der kleinen Häuser am Ufer, welches einer Witwe gehörte, die mit ihrer alten Mutter sich nicht hatte entschließen können, ihr einziges Eigenthum zu verlassen.

„Die beiden Frauen waren sehr froh, daß man mich, einen blessirten Offizier, in ihr Häuschen brachte, weil sie in diesem Umstande einen Schutz für ihr Eigenthum sahen. Sie pflegten mich rechtschaffen, so daß ich, als der Waffenstillstand begann, schon zu den Genesenen gehörte, obwohl ich noch am Stocke gehen mußte. Der mir als Erbtheil zugefallene Koffer war indeß verschwunden, er war mit der Bagage der Division immer fort nach Schlesien gefolgt und ich mußte gestehen, ich grämte mich nicht sehr darum, ich kannte seinen Inhalt nicht, und glaubte auch nicht, daß mir dieser besonders viel Freude machen würde, da sein früherer Eigenthümer, so lange er lebte, mir keine gemacht hatte. Als nach dem Waffenstillstands-Abschlusse den Truppen die Quartierbezirke angewiesen wurden, kam auch ich von Görlitz hinweg nach Bautzen. Wenige Tage war

ich daselbst im Quartier, als ich die Ueberraschung hatte, einen von unseren aus Schlesien zurückkommenden Bagagewagen auf dem Markte halten zu sehen.

„Kapitain, Ihr Koffer hat eine Vergnügungsreise nach Schlesien unter Kanonendonner mitgemacht!“ rief mir lachend einer der Bagagefourriere zu und erzählte mir, daß bei Haſtnau in Schlesien nicht viel daran gefehlt hätte, daß die Bagagewägen von einem Kosakentrupp genommen worden wären. — Man schaffte den Koffer, der so wunderbar mir gerettet worden, in mein Quartier. Ich hatte glücklicher Weise ein Stübchen für mich allein erhalten und war nun neugierig, den Inhalt meines Erbes zu untersuchen. Welche Ueberraschung! Herr St. Martin de la Roche, der seinem alten ehrwürdigen Namen zum Spotte statt in den Reihen der Kämpfer zu stehen, sich den minder ehrenvollen Posten eines Ober-Commissairs für die Armeelieferungen zu verschaffen gewußt hatte, um seiner Bereicherungssucht zu fröhnen, hatte in diesem Koffer seine Reichthümer aufbewahrt, und ich fand außer einigen Beuteln mit Goldstücken eine Masse theurer und höchst werthvoller Schmuckgegenstände. Wahrscheinlich um dem Verdachte, als bereichere sein Posten ihn zu sehr, keinen Raum zu gönnen, wußte er seinen hohen Gewinn an den Lieferungsbedürfnissen auf eine schlaue Art in werthvollen Schmuck umzutauschen, ein Geschäft, das in Kriegszeiten, wo baares Geld die Hauptloosung ist, besonders ergiebig ist, da viele

Familien sich genöthigt sehen, ihre ängstlich und wohl verwahrten Kleinodien, um dem Hunger zu entgehen, in Geld zu verwandeln. Ach, dieser mir jetzt gewordene Reichthum lud mir schwere Sorgen auf mein Herz! Er war mein rechtmäßiges Eigenthum, ein Werth von einer halben Million Francs ohngefähr, Quelle einer glücklichen, sorgenlosen Zukunft, wenn wir ihn in Ruhe genießen konnten; aber wo sollte ich ihn sichern, daß er mir nicht verloren ging? Mitten in dieser mich quälenden Besorgniß, die mir Tag und Nacht keine Ruhe ließ, traf mich die Ordre, mit einer Abtheilung Artillerie nach dem Liliensteine aufzubrechen, wo der Kaiser ein verschanztes Lager, um den Elbübergang zu beherrschen, anzulegen befohlen hatte. Dahin begleitete mich auch der Erbkoffer.

„Nach langem und quälendem Nachdenken hinsichtlich einer für alle möglichen Fälle sicheren Bergung meines reichen Erbes kam ich auf den Einfall, es an einem Orte zu verwahren, den kein Argwohn aufspüren wird. Betrachte diese Mittheilung, wenn ich nach beendigtem Kriege nicht mehr am Leben sein sollte, als ein Dir von mir gewordenes rechtmäßiges Vermächtniß, welches zu heben ich Dich beauftrage. In der östlichen Seite des Liliensteines, da wo die Felsen als eine nackte, tausendförmige Steinmasse zu Tage sich heben, führt der Weg von dem Dorfe Prossen her über die Hochebene durch niederes Heidekraut und kurzes Gebüsch in Schlangenwindung bis unter die

Felsen, die die Leute in dieser Gegend „die Steine" nennen, hinauf. An den Felsen angekommen, rechts nach Norden zu, leitet ein Weg an ihnen hin. Abgesprungen von der großen Steinmasse ragen einzelne Felsstücke zur Rechten aus dem Boden am Abhange empor, zwischen ihnen, die zerstreut liegen, und dem ganzen ungeheuren Felskoloß, dessen mit Moos überwachsene starre Wände gewaltige Vorsprünge und tief eingerissene Spalten, schauerliche Zerklüftungen zeigen, schlingt sich der ungebahnte Pfad bald schmal, bald breit um einen Theil der gigantischen Felsenkrone bis zu dem Punkte hin, wo der Weg ziemlich steil über große Steinklumpen emporleitet. Ehe man an diesen Punkt kommt, zeigt sich zur rechten Hand unter den einzelnen gleichsam den Rand des Abhanges einfassenden, aus dem Boden kaum eine halbe Manneshöhe hervorragenden Felsstücken eins, welches sich durch seine Gestaltung auszeichnet, es gleicht einem gewaltigen, jedoch unförmlichen Menschenhaupte, dessen Schädel platt zu einer Fläche gedrückt, deren Mitte sich ein wenig vertieft. Wenn man, an diesem niedrigen Felsklumpen angekommen, sich so wendet, daß man demselben den Rücken, der großen Felsmasse zur Linken aber das Gesicht in Fronte zukehrt, reichen sechs Schritte in gerader Richtung zu, um an den Eingang einer der schauerlichen Zerklüftungen des großen Kolosses zu gelangen. Sie ist schmal, erweitert sich aber, wenn man drei Schritte hinein gethan, um ein Weniges,

um sich bald ganz durch eine schroffe, fast spitz zusammenlaufende Wand, die oben durch ein furchtbar überhängendes Felsstück bedeckt ist, zu schließen. Wenn es einen sicheren Ort zur Bergung meines Erbkoffers gab, so war es dieser. Mit Hülfe meines treuen Dieners Gouvion, vor dem ich kein Geheimniß habe, gelang es mir, unbemerkt den Koffer unter dem Schutze einer Gewitternacht da hinauf zu bringen und dicht an der Hinterwand der erwähnten Zerklüftung zu vergraben. Die Stelle, wo er in halber Grabestiefe von uns versenkt wurde, bezeichnete ich an der Wand durch Einmeißeln eines halben Mondes, der mit den Spitzen zu Boden gekehrt ist. Dies einfache Zeichen, kaum eine Elle über dem Boden, wird von Niemand bemerkt werden, da ich die Vorsicht brauchte, es mit Erde auszufüllen und somit jedes Merkmal, als sei es absichtlich gemacht, vernichtete. — Dies, meine Theure, ist die Notiz, die ich Dir zusenden will für den Fall meines und Gouvion's Todes in diesem Feldzuge. Mein einziges Gebet zu Gott ist, daß ich für diesen Fall wenigstens eine sichere Gelegenheit finden möge, dies so inhaltsschwere Blatt in Deine Hände zu bringen. Ach, es enthält ja Dein und unsrer theuren Tochter einziges Vermächtniß von mir, Euer zukünftiges Glück. Werde ich Euch Beide wiedersehen? Lebt wohl, meine Theuren, lebt wohl — Gott mit Euch und mir, der immer im Geiste bei Euch Beiden weilt, der diesen unseligen Feldzug verwünscht, weil er ihn

fern von seinem Liebsten auf der Erde hält. Tausend Küsse und Grüße nehmt von Eurem Euch treu liebenden Gatten und Vater

Charles de Saliery, Kapitain."

Eine lange Pause tiefen Schweigens beherrschte die drei Geschwister nach Durchlesung dieses in der That inhaltschweren Blattes. Philipp brach zuerst die Fessel des fast erdrückenden Erstaunens. „Wir müssen hin — das ist ein Fingerzeig des Himmels, der uns nicht umsonst gegeben worden ist!" rief er — „ha, einen Schatz heben, einen Schatz, der sonst in der Einsamkeit schimmlig wird, wenn er länger liegt — wer von uns hätte das vor einer Viertelstunde gedacht, daß uns ein solches Glück lachen sollte!"

„Ich beneide Dich nicht um dies Glück," entgegnete Heinrich. „Du wirst den Lilienstein und den Felsen finden, der in diesem Blatte so deutlich bezeichnet ist, daran zweifle ich nicht; aber den Schatz nicht. Es sind achtzehn Jahre seit der Zeit verflossen und man wird ihn längst aus seinem Verstecke genommen haben."

Aber Philipp stritt heftig gegen diese Meinung, er behauptete, nur in dem einzigen Falle, daß der in dem Blatte genannte Diener glücklich mit dem Leben in seine Heimath Frankreich zurückgekommen sei, wäre dies denkbar. Daß Kapitain Saliery indeß durch irgend ein Schicksal seinen Tod in Deutschland gefunden haben müsse, läge ja

klar vor, wie käme sonst diese Brieftasche in ihres verstorbenen Vaters Besitz? und der Umstand, daß noch dies vom Kapitain für seine Gemahlin bestimmte Blatt in der Tasche enthalten sei, spräche als unwiderlegbarer Beweis dafür, daß derselbe keine Gelegenheit gefunden, es seiner Gemahlin zuzusenden und vom Tode überrascht worden sei. „Und übrigens," fuhr Philipp überzeugend fort — „haben wir denn nicht gewissermaßen ein Recht, dieses Erbtheil zu heben, wenn es nämlich sich noch vorfindet? Es würde todt da liegen, Niemand nützen, weil Niemand dessen Dasein kennt; wir sind die rechtmäßigen Besitzer, es gehört uns. Hat nicht Rahel den gültigsten Anspruch an uns, daß wir Nichts unversucht lassen, um ihr eine sorgenfreiere Zukunft zu gründen? Ist sie durch unseres seligen Vaters Hinterlassenschaft so überreich geworden, daß sie auf eine Vermehrung ihres kleinen Capitals verzichten kann? ich glaube nicht. Es ist unsere Schuldigkeit, wenigstens die uns gezeigte Möglichkeit, sie unabhängiger zu machen, ihre Zukunft zu sichern, zu ergreifen. Betrachten wir dies inhaltsschwere Blatt als eine uns Dreien zu gleichen Theilen angehörende Hinterlassenschaft unseres Vaters, die zu erheben unsere Pflicht, unser Recht ist."

Heinrich gab seinen Widerspruch auf, und einige Tage später verließen sie das Forsthaus. Der Heinrich vertauschte seine Jägerkleidung mit einem gewöhnlichen Rocke und machte den Kutscher, um Niemand weiter in

das Geheimniß einzuweihen. Philipp war auf den Gedanken verfallen, daß Rahel, damit sie einen Tag über Zeit behielten, den bewußten Ort zu suchen, unter dem Vorwande, von Kopfwehen befallen zu sein, in der Schenke zu Walthersdorf bleiben sollte; Heinrich verhielt sich ganz passiv, er fügte sich in Alles, was Philipp in diesem Bezuge angab, und der Letztgenannte bemerkte manchmal scherzend, Heinrich würde, wenn er nicht gerade königlicher Förster wäre, jedenfalls ein ganz prächtiger Kutscher geworden sein, der seiner Herrschaft gegenüber keinen Widerspruch wage und sich sehr gehorsam und dienstbeflissen erweise.

In der That war auch Heinrich's Benehmen ein sehr leidendes. Sein Bruder ahnte nicht, aus welcher Ursache dies entsprang, er glaubte, der Heinrich sei nur deshalb so still, weil ihm diese Schatzfahrt in der Seele zuwider sei und er nur nachgegeben habe, damit er jedes Vorwurfs frei sei.

Wie hätte er auch auf den Gedanken kommen sollen, daß Heinrich's Brust ein verschlossener Vulkan sei, in welchem wilde, feindliche Gewalten sich bekämpften, daß Heinrich sich schmerzlich verletzt fühlte, Rahel so fröhlich in Philipp's Gesellschaft, und sich dagegen von ihr gleichsam gleichgültig behandelt, vernachlässigt zu sehen?

Ja, Heinrich liebte Rahel mit leidenschaftlicher Gluth, umsonst kämpfte er gegen diese Neigung, sie war ja seine

Schwester — nie konnte ihr Besitz ihn beglücken. Und obwohl er in ruhigeren Stunden sich das vorstellte, seine Vernunft, sein ernster Blick in dieser ihn allmächtig beherrschenden Neigung, die nie zu einer Erfüllung führen konnte, ein Verbrechen erblickte, das er gewaltsam aus seinem Herzen ausrotten müsse, wenn es ihn nicht ganz unglücklich machen sollte, so war doch diese Ueberzeugung viel zu schwach, als daß er in ihr eine Stütze gegen diese mühsam zurückgedrängte und immer mit neuer Heftigkeit zurückkehrende Leidenschaft gefunden hätte.

Rahel war so heiter mit Philipp, sie lachten und scherzten zusammen, während er, der sie so glühend liebte, sich nie von ihr so fröhlich angelächelt sah — das warf einen tiefeinschneidenden Schmerz in seine Seele, den er nur unter Schweigen verbergen konnte. Aber eben dies Schweigen war eine Höllenqual, die einen Schleier finstern Unmuths über all' sein Thun breitete. Darum hatte er die Uebernahme des väterlichen Postens abgelehnt, er glaubte, die Entfernung werde heilsam für ihn sein. Dann als die Regierung nicht darauf einging, schmerzte es ihn, daß Rahel so große Freude hatte, das Forsthaus mit der großen Stadt zu vertauschen; aber er war zu edel, um durch Vorstellungen, ihn nicht allein zu lassen, ihren Vorsatz rückgängig zu machen, er sagte sich selber, daß ihre Entfernung für ihn ein Heilmittel sein werde, und miethete sich deshalb eine Wirthschafterin. So war nun die Trennung

sicher bevorstehend; aber er war darum nicht friedevoller in seinem Herzen; er hoffte indeß auf die Zeit, die ja alle, auch die schmerzlichsten Wunden, heilt.

Ehe die beiden Brüder Rahel verließen, war Alles für den andern Tag besprochen, Philipp schlummerte bald ein, der Heinrich aber konnte kein Auge schließen, denn in ihm tobte heftiger als je der Sturm der heftig aufgeregten Gefühle. Rahel hatte zu ihm mit einem recht herzlichen Tone gesagt: „Ach, Du armer guter Heinrich, wenn ich nur wüßte, wie ich es machte, daß Du einmal recht heiter, recht fröhlich werden möchtest. Du bist immer so ernst, so trübe, grämst Du Dich denn über Etwas? Und wenn es wirklich so wäre, gäb's denn da kein Mittel, Dir zu helfen, Dich in Deinem Leide zu trösten? Ich wollte das so gern thun.“ Das ließ Heinrich nicht schlafen, immer wiederholten sich in seinem Geiste diese Worte wie die Töne einer Engelsstimme. Ermattet von diesen seinen Kopf durchfluthenden Gedanken schlossen sich endlich gegen Morgen seine Augen.

Fast dreiviertel Jahre später — der Sommer hatte sein Gold über die Felder gestreut und die Natur prangte überall in der Fülle ihres göttlichen Glanzes — rollte eine von zwei feurigen Rappen gezogene offene Kutsche die

schöne breite Meißner Chaussée dahin. Ein Kutscher in einer Livrée mit Gold lenkte das muthige Gespann, das unaufhaltsam wie ein vom Bogen abgeschossener Pfeil einherbraus'te. Plötzlich wehte, vom starken Luftzug erfaßt, ein weißes Kopftuch, welches eine auf dem Fußpfade der Chaussée dahingehende, mit einem Tragkorbe beladene Frau sich unter dem Kinn festbinden wollte, in die Höhe und quer über die Straße hinüber. Dieser geringe, zu andern Zeiten von Niemand weiter beachtete Umstand sollte jetzt jedoch von höchst bedeutenden Folgen werden. Der Wind führte das flatternde Tuch gerade vor den Augen der Pferde vorüber, und erschrocken über die plötzliche Erscheinung des weißen schwebenden Gegenstandes, bäumten die Thiere hoch auf, und mit einer Gewalt, wie sie nur der heftige Schreck verleiht, rissen sie, sich rechts nach dem Graben wendend, den Wagen hinter sich her. Der Kutscher, welcher die Zügel straff anzog, um die scheu gewordenen Thiere nicht aus der Gewalt zu verlieren, empfand einen plötzlichen Ruck durch das rasche Herumschleudern des Wagens und verlor das Gleichgewicht. Ein gellender Angstschrei einer weiblichen Stimme schrillte durch die Luft, als der Kutscher vom Bocke verschwand, wenige Augenblicke später prasselten die Räder über einen Haufen kleingeklopfter Chausséesteine und einen Moment darauf stürzte die Kutsche in den Graben hinab. Die Pferde blieben nun an allen Gliedern zitternd stehen. Zum Glück be=

fanden sich mehrere Vorübergehende und auch einige Straßenarbeiter in der Nähe, um schnell jedem weiteren Unglücke vorzubeugen, den Verunglückten beispringen zu können. Der Kutscher hatte einen harten Fall gethan und lag, jedoch sonst unbeschädigt, auf der Straße; aus der umgestürzten Kutsche jedoch zog man ein junges Mädchen hervor, das eine breite Wunde an der Stirn trug, aus der ein Blutstrom über Gesicht und Hals lief. Eine tiefe Ohnmacht hatte die Sinne der Aermsten umschleiert. Man wußte sich nicht anders zu helfen, als sie in eins der unweit der Straße gelegenen Häuser zu bringen, wo eine Frau in den vierziger Jahren sich ihrer liebevoll annahm.

An der inneren Einrichtung des nicht allzugroßen Hauses war leicht erkennbar, daß die Bewohner zu der Klasse Derer gehörten, welche nur auf die Zeit des Sommers ihren Aufenthalt auf dem Lande zu nehmen pflegen, und theils aus Gesundheitsrücksichten, theils auch der Herz und Gemüth kräftigenden sabbathlichen Ruhe willen, die das Landleben im Gegensatz zu dem lärmenden Stadttreiben, welches den Geist des Denkers stört, als vorzüglichste seiner Eigenschaften gewährt, dieses Asyl suchen. Die Lößnitz bei Dresden ist durch ihre Schönheit ein wahrhafter Segensquell in dieser Beziehung, da sie das Auge durch den Reiz, den sie als ein großes reiches Landschaftsgemälde zur Schau trägt, erquickt und durch diesen Zu-

Zugang zur Seele die Empfindungen sänftigt und veredelt. Den Wagen hatte man aufgerichtet und bis an's Haus gebracht, die Pferde, die sich wieder beruhigt hatten, einstweilen in einen zum Hause gehörigen Schuppen geführt. Bis auf die tüchtige Contusion, die den Kutscher betroffen, der wie gelähmt an allen Gliedern Erholung auf einem Bund Stroh fand, und der Stirnwunde, die das junge Mädchen davon getragen, war kein Unglück weiter geschehen. Nachdem das Letztere sich von der Ohnmacht, einer Folge des außerordentlichen Schreckens, erholt hatte, sagte es zu der neben dem Sopha, auf dem es lag, sitzenden Frau: „Sie sind so gütig gegen — wie soll ich Ihnen diesen liebevollen Beistand in meiner Noth vergelten?"

„Ich habe auf keine Vergeltung gerechnet," war die Antwort — „erholen Sie sich vollkommen, und dann fahren Sie in Gottes Namen fort."

„Bei wem ich bin, darf ich es nicht wissen? Wer hat sich meiner so freundlich angenommen?"

„Meinen Sie, daß das den Ihnen geleisteten Beistand nur um einen Grad werthvoller machen könnte?" entgegnete Jene mit einem Anflug von Bitterkeit, und fuhr dann fort: „Ich habe ja auch nicht erst gefragt, wer Sie sind, als man Sie hierher brachte. Sie waren in Unglück, in Noth, es bedurfte Nichts mehr als dies, um Ihnen beizustehen."

Die Frau wurde durch einen alten schnurrbärtigen

Mann, der den Kopf zur Thür hereinsteckte, mit den Worten: „Madame, der Herr Oberst fragt nach Ihnen,“ abgerufen und somit dies kurze Gespräch beendet. Das junge Mädchen würde ohnedies keine Fragemehr gewagt haben, da ihre Wohlthäterin so kurz und entschieden jeder genügenden Antwort im Voraus auszuweichen für gut fand. Es war in der That ein etwas sonderbares Benehmen, das grell gegen die vorhergehende Handlungsweise abstach. Der wahrhaft menschenfreundliche Beistand, den sie der Verunglückten hatte angedeihen lassen, deutete auf ein edles Herz, das die Regungen der Barmherzigkeit kannte, und doch ließ das abstoßende Wesen, die Verweigerung, auf so unverfängliche Fragen zu antworten, einen wenig zugänglichen, etwas feindseligen Charakter bei der Frau vermuthen. Jedenfalls war sie eine Art Haushälterin oder Wirthschafterin, ihre Kleidung, schlicht bürgerlich, deutete auf diesen Stand, und die Worte des alten zur Thür herein gukenden Schnurrbarts schienen dies zu bestätigen.

Das junge Mädchen sagte mit Kummer vor sich hin: „Ich wage es kaum, nochmals meinen Dank auszusprechen. Ich möchte sie am Ende noch erzürnen.“ Nach einer Viertelstunde ohngefähr trat der schnurrbärtige Diener von vorhin mit einem Tablett, auf dem sich eine Tasse Kaffee nebst Rahm und Zwieback befand, ein und sagte: „Madame ließe bitten, Etwas zur Stärkung zu sich zu nehmen.“ Das junge Mädchen erhob sich und dankte. Der alte

Schnurrbart schien ein gutes Gemüth zu besitzen, er äu
„daß ihr ein sehr großes Unglück hätte widerfahren k
und sie ganz zufrieden mit dem Ausgange des Ereignisses sein könne, denn ihre Stirnwunde sei doch nichts Gefährliches, Pferde und Wagen wären auch in gutem Zustande, und obwohl dem Kutscher alle Knochen am Leibe zusammengerüttelt worden wären, daß er überall Schmerzen fühle, so würde sich das doch nach ein paar Tagen Ruhe und Anwendung von Branntwein-Einreibungen wieder geben. Freilich müßte sie zum Fortfahren von hier Jemand Anders zum Kutschiren nehmen, dafür sei indeß bereits gesorgt, sie brauche sich deshalb ganz und gar nicht zu ängstigen." Der alte Mann war redselig, und die junge Fremde, die auf so unvermuthete Weise in das Haus gekommen, fand in dieser Eigenschaft, die er zu Tage legte, eine Möglichkeit, ihre Neugierde zu befriedigen, wer die Bewohner hier wären.

„Der Herr Oberst Baron d'Ostanges, mein Herr, und Madame, die Witwe seines Neffen, die Sie bereits kennen gelernt haben," war die Antwort.

„Wie? Madame ist also eine vornehme Dame? und ich glaubte, in ihr die Haushälterin hier zu sehen!" rief das junge Mädchen erschrocken.

„Nun, so ist es auch gewissermaßen, denn der Herr Oberst hat keine Menschenseele außer mir, die sonst für ihn sorgen würde. Madame ist sehr gut — auf Ehre,

eine brave Frau, die viel glücklicher zu sein verdiente. Sie ist manchmal sehr, sehr traurig, das Leben ist ihr eine Last, sie hat viel Kummer gehabt.“

„Ach, die Aermste!“ beklagte das junge Mädchen ihre Wohlthäterin.

„Früher gab's zwischen ihr und dem Herrn Obersten einen bitteren Haß. Sein Herr Neffe sollte eine reiche Partie machen, ein Fräulein aus einem alten französischen Hause, das hätte ihn in hohe Verwandtschaft gebracht; aber man kann dem Herzen nicht befehlen und er heirathete eine Deutsche, eine verarmte Adelige.

„Der Onkel Oberst war wüthend über diesen Strich durch die Rechnung und enterbte den Neffen. Er hätte es nicht nöthig gehabt, denn der Tod streckte denselben auf dem Schlachtfelde bei Leipzig nieder. Für Madame war es jetzt sehr traurig. Ohne Vermögen stand sie verlassen von aller Welt; sie hatte in Frankreich Niemand, der sie unterstützt hätte, denn die Bourbonen waren zurückgekehrt, und die Witwen der kaiserlichen Armee verloren, wenn sie nicht besondere Fürsprache hatten, jede Aussicht auf Pension; in Deutschland hatte Madame auch keinen Verwandten mehr, auf dessen Hülfe sie hätte bauen können, und so blieb ihr Nichts übrig, als in Paris von ihrer Hände Arbeit zu leben — sie war zu stolz, um zu betteln. Und dann war noch ein großes Unglück über sie gekommen, ihr einziges Kind nämlich ....!“ Der starke Schall einer

Glocke unterbrach den Bericht des alten Schnurrbarts. „Der Herr will mich haben, mort Dieu! und ich stehe hier und plappere wie ein Schulknabe — es wird bedeutende Grobheiten setzen, der Herr ist stark darin.“ Und somit rannte er zur Thür hinaus.

Das junge Mädchen hatte jetzt eine ganz andere Ansicht über Madame bekommen und sie bedauerte die arme Frau, die so vom Schicksal geprüft worden war — das Unglück hatte also eine feindliche Stimmung in ihrer Seele zurückgelassen.

Nachdem der Kaffee genossen war und Madame immer noch fern blieb, besah das junge Mädchen die verschiedenen Bilder im Zimmer; es waren meist Landschaften. Ueber dem in einer Fensternische stehenden Arbeitstischchen hing ein Portrait in rundem goldenem Rahmen, also medaillonartig gefaßt, ein Kranz Immortellen umgab denselben. Es stellte einen jungen Offizier vor, und es bedurfte keiner großen Speculationsgabe, um zu vermuthen, daß es für die Bewohnerin dieses Zimmers von größtem Werthe sei, denn der Platz, den es einnahm, so wie der Immortellenkranz deuteten dies an. Sollte es vielleicht das Portrait ihres Gatten sein?

„Gewiß,“ sagte das junge Mädchen vor sich hin — „es wird eine solche Erinnerung für die arme Frau sein. Wie beklage ich sie!“ — Länger noch vor dem Bilde verweilend und es betrachtend, fuhr die Sprechende fort, ihre

Empfindungen laut werden zu lassen. „Ich könnte selbst diesen Verstorbenen lieben, sein Auge ruht so vertraulich auf mir, als wollte es mir etwas Freudiges sagen. Und doch ist er mir ganz fremd — ich kannte ihn nicht, er nicht mich. Aber ich glaube, daß man um solch treues liebes Auge, welches sich für uns auf immerdar geschlossen, ein ganzes Leben vertrauern kann."

Ein Ton wie das Schluchzen eines Weinenden folgte unmittelbar diesen Worten; erschrocken wendete sich das junge Mädchen um und erblickte die Dame, die unbemerkt hereingetreten war und, ihre Augen in ein Tuch verbergend, heftig weinte.

„Ach, Madame, verzeihen Sie mir, wenn ich unabsichtlich die Ursache dieses Ausbruches Ihres Schmerzes geworden — ich ..."

Die Weinende streckte die Hand nach ihr und sagte unter Thränen: „Wie Recht haben Sie, daß man um solch treues liebes Auge, das sich auf immerdar für uns geschlossen, ein ganzes Leben vertrauern kann! Es ist so mit mir."

Das frühere abstoßende Wesen der Frau war plötzlich einer Gefühlswärme gewichen, welche dem jungen Mädchen unendlich wohl that, vorzüglich da es bis jetzt nie die Einwirkung einer solchen aus wirklichem Herzen strömenden Empfindung gefühlt; denn im Vaterhause hatte es keine weibliche Seele zur Seite gehabt, die eines solchen Gefühls-

ausdrucks überhaupt fähig gewesen wäre. Das junge Mädchen fühlte es, wie jetzt die Dame plötzlich ein wunderbar und eben so innig zum Herzen sprechendes Vertrauen, eine Zärtlichkeit ihm bewies. Es sagte daher Alles, wie es zu der sich richtig erwiesenen Vermuthung hinsichtlich der durch das Portrait vorgestellten Person gelangt sei, und bald waltete unter Beiden eine wie durch Zauber herbeigeführte Zuneigung. Die Dame übte jenen wohlthuenden Eindruck auf das Mädchen aus, den wir einen mehr mütterlichen als blos freundschaftlichen nennen möchten, da die Verschiedenheit des Lebensalters sie auch mehr zu dem ersteren berechtigte.

Das junge Mädchen erzählte, daß es nicht die Besitzerin des Gespannes, sondern daß dasselbe das Eigenthum ihres Geliebten, eines Herrn von Karlsberg sei, dessen Familie an der Meißener Straße ein schönes Weinbergsgrundstück besitze und es eben zum Besuche daselbst habe fahren wollen.

„Ich sehe daraus die Hoffnung für mich entstehen, daß Sie zuweilen Gelegenheit finden werden, wenn Sie mehrere Besuche dahin machen, auch hier bei uns auf kurze Zeit anzuhalten. Ich habe Sie lieb gewonnen, recht herzlich lieb — es ist selten, daß ich mich zu Jemand hingezogen fühle, mein Unglück hat mich kalt gegen die glücklichen Menschen gemacht.“

„Ach, Madame! bin ich denn Ihrer Zuneigung auch

werth? Sie kennen mich nicht, denken vielleicht, ich sei auch von Adel, weil Herr von Karlsberg mein Geliebter ist; aber ich bin nicht adlig, nur die Tochter eines Försters, der vor fünfviertel Jahren gestorben ist. Macht das keinen Eintrag auf Ihre mir ausgesprochene Zuneigung?"

„Nein, mein liebes Kind, ganz und gar nicht. Der Standesunterschied hat keinen Einfluß auf mein Herz," war die Antwort.

„Wie gut Sie sind!"

„Haben Sie denn schon so bittere Erfahrungen des Standesunterschiedes wegen gemacht?" fragte die Dame.

„Ich? nein; aber es muß recht kränkend sein, darum sich zurückgesetzt zu sehen, weil man geringerer Geburt ist. Ich wüßte Nichts davon, wenn so Etwas nicht meines Vaters Leben so ganz und gar verbittert hätte. Erst nach seinem Tode haben wir das erfahren."

Das junge Mädchen bemerkte nicht, daß über das Antlitz der neben ihr Sitzenden ein Schatten tiefen Ernstes zog.

„Ich bin recht kindisch, daß ich auf so Etwas zu sprechen komme, da Sie es doch nicht interessiren kann; aber das kam so — wie soll ich sagen? — so unwillkürlich, ich weiß gar nicht, wie?"

„Sprechen Sie nur weiter," sagte die Dame.

„Davon?" fragte das junge Mädchen erstaunt.

„Ja — davon."

„Es wird Ihnen wenig Vergnügen machen; aber da Sie es wünschen, will ich es thun.“

Wir dürfen den Lesern wohl nicht erst sagen, daß das junge Mädchen Niemand Anders als Rahel war, die jetzt erzählte, wie sie und ihre Brüder nach Vaters Tode in Briefen gefunden hätten, wie innig und zärtlich derselbe geliebt worden und es doch zuletzt der Standesunterschied gewesen wäre, der diese so tausendfach heilig beschworene Liebe zerrissen hätte. „Ich bin freilich noch sehr unerfahren in der Welt, und Vieles ist mir neu, was Andere gar nicht mehr berücksichtigen, weil sie das Alles schon kennen,“ fuhr das Mädchen fort — „aber wenn man so recht innig liebt, da denke ich mir, daß es ganz unmöglich ist, plötzlich an den Standesunterschied sich zu erinnern, um das Verhältniß aufzulösen. Gewiß, wäre ich eine große, mächtige Königin und mein Geliebter wäre nur ein armer Tagearbeiter, die Kluft sollte mein Herz nicht von dem seinen trennen. Eins that mir aber besonders weh, nämlich daß diese Geliebte meines Vaters wie ich Rahel hieß.“

Die neben ihr Sitzende glich einem bewegungslosen Steinbilde. Mit unverwandtem Blicke schaute sie dem jungen Mädchen in's Gesicht.

„Himmel, was ist Ihnen denn? Sie werden ja leichenbleich!“ rief dieses erschrocken.

„Die Vergangenheit schmettert mich nieder,“ war die

fast tonlose Antwort. Einige Secunden verstrichen, dann ergriff ein außerordentlich lebhaftes Zittern die ganze Gestalt der Dame, als erbebe sie unter der Gewalt eines wilden Fiebers. Plötzlich schloß sie mit Ungestüm das Mädchen in ihren Arm und rief: „Verdammen Sie mich nicht um meines Meineides willen, der Himmel hat schon sein Urtheil über mich ausgesprochen. Ach, er hat mich hart und schwer bestraft, er ließ mich unglücklich werden.“

„Ich verstehe Sie nicht, Madame!“ rief das junge Mädchen in Angst.

„Sie werden es sogleich, mein Kind, wenn ich Ihnen sage, daß ich die Rahel bin, deren Briefe an Ihren Vater Sie gelesen haben.“

„Sie? Sie, Madame? Ach, mein guter Gott, wer hätte das gedacht!“

Wir gehen, anstatt dem weiteren Verlaufe dieser Scene zu folgen, welche nur folgerecht sich zwischen Beiden entwickelte, zu der Erzählung jenes Verhältnisses über, welches vor langen Jahren den Förster Winkelmann so unglücklich machte.

Er war Jäger auf dem Gute des Freiherrn von Herbert, in der Gegend von Weißenfels. Der Freiherr lebte mit seiner Gemahlin und Tochter sehr selten daselbst, er gehörte zu jenen Lebemännern, die nur im Treiben der großen Welt sich wohlgefallen. Die Verschwendungssucht des Herrn von Herbert hatte bereits vor Jahren schon den

Verkauf eines größeren von seinem Vater ererbten Besitzthums zur Folge gehabt; indeß dieser für seine Finanzen keineswegs segensreiche Umstand war durchaus nicht im Stande gewesen, ihm eine andere Einrichtung als Nothwendigkeit zu zeigen. Das Spiel war für ihn eine zu gewaltige Lockung, als daß er dieser verderblichen Leidenschaft hätte entsagen können, obwohl es ihm kein Glück brachte, denn die Schuldenmenge, die von Jahr zu Jahr sich auf diesem seinem letzten Besitzthume häufte, mußte — das war vorauszusehen — ihn endlich auch zu dem Verkaufe dieses Gutes bringen, und dann war er ein armer Adliger, dem nicht einmal die Theilnahme seiner Standesgenossen blieb, da er sich unverantwortlicher Weise selber ruinirt hatte.

Der große Kampf zwischen Napoleon und dem preußisch-sächsischen Heere bei Jena ward die Ursache des fast völligen Ruins des Freiherrn, denn die Wirthschaftsgebäude mit dem größten Theil der eingebrachten Ernte gingen in Flammen auf. Die Nothwendigkeit der Wiederherstellung derselben war zu gebieterisch, als daß der Freiherr dieselbe hätte umgehen können, jedoch bekam er nur mit Mühe das dazu nöthige Capital noch geliehen.

Sein wüstes, ausschweifendes Leben war nun mit einem Male zu Ende gekommen, da ihm die Mittel fehlten, es fortzusetzen. Wie alle Ruinirte zu thun pflegen, that auch er, das heißt, er zog sich von dem großen Schauplatze

des lustigen Treibens zurück, so schmerzlich ihm auch diese Entsagung war, und lebte von der Zeit an auf dem Gute, das kaum noch zum Zehntheil das seine war. Wenigstens bot ihm dieser ländliche Sitz ein Asyl, das nach Außen immer noch eine Art Schimmer warf, da es ein hübsches Herrnhaus und eine köstliche Lage hatte; aber die inneren Angelegenheiten, die Finanzen des Freiherrn, entbehrten jeden Schimmer, sie waren mehr als mißlich, und die große Einschränkung, welche sich derselbe aufzuerlegen gezwungen sah, war für ihn ein rastloser Kummer, der desto empfindlicher an seinem Leben nagte, als ihm in der Person seiner Tochter Rahel ein lebendiger Vorwurf Tag vor Tag vor Augen stand. Was blieb ihr, wenn er starb? Nichts, als das traurige Bewußtsein, ein armes Fräulein zu sein.

Die Einsamkeit, zu der er sich auf dem Lande verurtheilt fühlte, ließ diesen Vorwurf recht lebhaft vor seine Seele treten und verdüsterte sein Leben. Zu der Zeit, als der Freiherr mit seiner Gemahlin und Tochter unter diesen wenig erfreulichen Umständen das Gut bezog, betrauerte der Jäger Winkelmann den Verlust seiner Gattin, die kurz nach der Geburt eines zweiten Knaben ihm gestorben war. Da für ihn die Erziehung zweier Söhne außerordentlich schwer und für die Letzteren wenig ersprießlich gewesen wäre, weil der älteste beider Knaben erst im dritten Lebensjahre stand, und sie also einer sorgsamen

Erziehung bedurften, so ergriff er das Anerbieten seines Bruders, eines Pastors in der Lausitz, die Knaben in Erziehung zu nehmen.

Winkelmann stand nun allein, er war ein junger, kräftiger Mann von hübschem Aeußeren und ungewöhnlicher Bildung, da er früher die Leipziger Universität besucht hatte, um die Rechtsgelehrsamkeit zu seiner künftigen Laufbahn zu machen; ein Duell jedoch war die Ursache geworden, daß er die hohe Schule verlassen mußte und nun auf Wunsch seines Vaters, der selber Forstmann war, sich diesem Berufe widmete. Die Liebe hatte ihn keineswegs zur Schließung einer Ehe mit seiner verstorbenen Gattin bestimmt, es war vielmehr eine Convenienzheirath, der er nicht füglich ausweichen konnte, da ihm jeder Grund, sich dagegen zu sträuben, fehlte. Er war nicht unglücklich in seiner Ehe, denn seine Gattin war sanft und nachgebend; jedoch das wahre, innige Glück der Herzensharmonie mangelte, da zu derselben doch mehr gehört, als willig und sanft zu sein.

Dem Freiherrn, dem in seiner Zurückgezogenheit es nicht entgehen konnte, daß Winkelmann nicht unter jene Beamten zu zählen sei, welchen Alles, was über das Gebiet ihres Berufes hinaus ging, fremd geblieben, zog ihn näher zu sich, und diese Annäherung ward die Ursache des Aufkeimens einer Neigung im Herzen des jungen, kräftigen Waidmannes zu der Tochter seines Patrons. Der tägliche

Umgang zwischen Beiden rief bald eine beiderseitige Vertraulichkeit hervor, und die Folge war jenes zärtliche Einverständniß, welches wir bereits durch die Briefe Rahel's kennen gelernt haben.

Obwohl Winkelmann mehrere Anerbietungen hinsichtlich besserer Stellungen empfing, so schlug er dieselben doch aus, weil das stille, verschwiegene Liebesglück zwischen ihm und Rahel ihn fesselte. Der Vater der Letzteren starb, das Gut wurde nun verkauft. Ehe dies geschah, war Rahel mit ihrer Mutter nach Mainz gereis't, da sie dort noch eine Schwester hatte, bei welcher sie wenigstens ein Asyl in der hart bedrängten Lage fand, welche aus der gänzlichen Vermögenszerrüttung ihres Gemahls ihr nach dessen Tode erwuchs. Der Abschied zwischen Rahel und dem Geliebten war ein außerordentlich schmerzlicher, den nur die Betheuerungen ewig unverbrüchlicher Treue von Rahel's Seite für ihn, den Zurückbleibenden, milderten.

Jetzt bestand sein Glück einzig in den Briefen, die er von ihr erhielt; sie waren sein Alles, seine Seligkeit, denn in ihnen ruhte der Ausdruck der zärtlichsten Liebe — Rahel sprach in jedem die Versicherung aus, daß sie, die sich jetzt so einsam und verwais't fühle, lieber das Leben, als den Heißgeliebten lassen wolle.

Wie vergänglich aber ist doch alles Erdenglück! ein Traum, der nur zu oft mit einem traurigen Erwachen endet. Allmählig wurden die Briefe seltener, die frühere

Innigkeit, die sie so besonders auszeichnete, ging in eine Lauigkeit über, die immer mehr und mehr in eine kühle Höflichkeit sich verwandelte. „Was ist da geschehen? Wer ist als Gespenst des Grabes zwischen sie und mich getreten?" rief Winkelmann zitternd vor Zorn. Es sollte ihm bald enthüllt werden. Rahel's Mutter sendete ihm einige Zeilen, worin sie ihm anzeigte, daß ihre Tochter die Braut des Herrn Artillerie-Kapitains Charles de Saliery sei, und wie sich von selbst verstehe, hoffe dieselbe, daß er (Winkelmann) seiner bisher gegen sie und von ihr in Ansehung seiner achtungswerthen Eigenschaften erwiderten Vertraulichkeit ein Ziel setzen werde, indem die Schicklichkeit unter diesen veränderten Umständen dies ja schon verlange.

„Treulos! sie ist treulos! meineidig vor Gott und an meinem Herzen geworden!" schrie Winkelmann außer sich auf und zerriß das Schreiben. Es dauerte lange, ehe er so viel Fassung errang, um an Rahel zu schreiben. Es war ein wirrer Brief, aber der getreue Spiegel seiner schmerz- und zornzerrissenen Seele. Die Antwort Rahel's bestand in jenem Schreiben, das der Leser schon kennt, in dem sie ihm nämlich rieth, seine Vernunft zu Rathe zu ziehen und die Kluft des Standesunterschiedes nicht zu übersehen.

Es war also entschieden, die Heiligkeit des Treueschwurs gebrochen, Winkelmann's Herz als ein verächtliches Spielzeug bei Seite geworfen. Eine tödtliche Wuth kochte

in seinem Herzen, die Wuth der Eifersucht, die Rache für verschmähte Liebe.

An demselben Tage, als in Mainz die Hochzeit des Artillerie-Kapitains Herrn de Saliery mit Fräulein Rahel von Herbert gefeiert werden sollte, ward, kaum eine Stunde vor der Trauung, Rahel ein Mann gemeldet, der, wie er sagte, der Ueberbringer einer angenehmen Ueberraschung sei. Als er in das Gemach trat, in dem sich Rahel allein und bereits in vollem Brautstaate befand, stieß diese einen Schrei des Schreckens aus und sank, von der ihr gewordenen Ueberraschung durch und durch erschüttert, auf's Sopha. Es war Winkelmann, der vor ihr stand.

„Wie schön Du bist!“ rief er mit grimmigem Lachen — „ich hätte darauf geschworen, Du seiest ein Engel mit einem Herzen voll Liebe und Treue — und doch bist Du Nichts als eine glänzende Schlange. Wache auf! wir wollen Abrechnung halten mit einander. Ohne meinen Segen kannst Du mit dem Herzliebsten nicht zum Altare treten.“

Er redete in einer Art von Wahnsinn, sein Gesicht glühte von wilder Leidenschaft, seine Augen schienen Flammen zu sprühen. Er riß sie ohne Schonung auf. Die Heftigkeit dieser Handlung verscheuchte gewaltsam die Bewußtlosigkeit, die der Schreck über Rahel bei seinem Anblicke gebracht hatte.

„Lassen Sie mich! lassen Sie mich!“ schrie sie, als sie sich von seinem Arm umfaßt fühlte — „was wollen Sie thun? mich morden?“

„Ja, ja! Dich morden, gleißnerische Schlange, die Du meineidig am Himmel und an mir geworden bist!“

In diesem Moment, der vielleicht der letzte ihres Lebens gewesen wäre, wurde die Thür aufgerissen, und Charles de Saliery, von einem Paar seiner Kameraden begleitet, stürmte herein; Charles hatte Rahel schreien hören. Mit Mühe wurde Winkelmann von seiner Beute losgerissen, die sicher tödtlich verwundet zu seinen Füßen niedergesunken wäre, wenn nicht der geringe Umstand, daß sich beim Herausreißen des in seiner Brusttasche verborgenen Nickfängers die Schneide desselben in das Taschenfutter verwickelte, ihm die Zeit zur Ausführung seiner That verkürzt hätte.

Einer der Mainzer Festungskerker nahm den in seiner That gehinderten Mörder auf. Einige Monate später fand er Gelegenheit zu entfliehen.

Die Ehe Rahel's mit Charles de Saliery war eine glückliche hinsichtlich der gegenseitigen Liebe; aber doch mischte sich jene Bitterkeit in dies Glück, von der der Diener des Obersten Ostanges Rahel Winkelmann erzählt

hatte. Die reiche Partie, die der Oberst seinem Neffen, dem nunmehrigen Gemahl Rahel's von Herbert, zugedacht hatte und die von diesem abgelehnt worden war, verfeindete den Letzteren so sehr mit diesem reichen Verwandten, der so viel bisher an ihm gethan und sich seiner, einer vater- und mutterlosen Waise, angenommen, daß an keine Aussöhnung zwischen Onkel und Neffen zu denken war.

Der Feldzug nach Rußland rief Charles von der Seite seiner unaussprechlich geliebten Gattin hinweg. Sein Herz war voll Kummer dieser Trennung wegen, er verließ Rahel mit großem Schmerze, denn sie hatte ihm vertraut, daß sie sich Mutter werden fühle. Wo sollte er sie lassen, wo ihr Hülfe in dieser hochwichtigen Stunde des weiblichen Lebens werden könnte? Ihre Mutter war gestorben, sie stand allein, und so blieb ihm Nichts übrig, als sie an eine alte, aber ferne Verwandte in Paris zu weisen, die sich ihrer auch treulich anzunehmen versprach. Es war der einzig sichere Zufluchtsort für sie.

Mit welcher Angst erwartete Rahel de Saliery die amtlichen Berichte, welche in Paris veröffentlicht wurden! Das neunundzwanzigste Bülletin, das freilich nur schwach und sorgsam verhüllend die entsetzliche Katastrophe beim Rückzuge des französischen Heeres über die Beresina schilderte, war für Rahel eine Quelle unsäglicher Bekümmerniß. Der Februar des folgenden Jahres (1813) brachte ihr indeß das Glück, Mutter zu werden, ein gesundes, wohl-

gebildetes Mädchen ruhte an ihrem Herzen. Und doch war dies Glück auch die Ursache großen und tiefen Grames, denn wo weilte er, der heißgeliebte Gatte und Vater? Deckte ihn das weiße Leichentuch des für die französische Armee zum ungeheuren Kirchhofe gewordenen Rußlands, oder lebte er noch?

Ein Augenblick indeß verwandelte all' ihr Leid in die unbeschreiblichste Wonne; zu Ende März empfing sie einen Brief von ihrem Gatten, der sich bei der Armee des Vice-Königs von Italien in der Gegend von Leipzig und Wittenberg befand.

Thränen der Freude flossen auf das Schreiben nieder, welches sie als Antwort zurückschickte, und in dem sie ihm die Geburt einer Tochter meldete. Nur eine dem theuren Kinde zustoßende Krankheit verhinderte sie, Frankreich zu verlassen und nach Deutschland zu reisen, um ihren Gemahl persönlich zu sehen. Noch mehrere Briefe erhielt sie von ihm; der letzte war datirt: Bautzen, den 20. Mai, kaiserliches Hauptquartier. Von nun an hörte die Correspondenz von seiner Seite auf, und Rahel blieb in der größten Ungewißheit über sein Schicksal. Vergebens suchte sie überall Erkundigungen einzuziehen, ja selbst die Todtenliste hinsichtlich der gebliebenen Offiziere, die sie mit Angst und Zittern durchlas, trug seinen Namen nicht. Es war dies eine Beruhigung für sie und doch wieder keine —

sie marterte sich ab, eine denkbare Ursache dieses Schweigens aufzufinden.

Der Herbst mit seinen Stürmen und winterlichen Vorboten erschien und mit ihm die furchtbare Kunde der dreitägigen Schlacht bei Leipzig — der Schlag durchbebte ganz Frankreich. Die mit so großen Hoffnungen ausgezogene Armee kehrte geschlagen, in Unordnung aufgelös't über den Rhein zurück.

Rahel ließ sich jetzt nicht halten, sie mußte wissen, ob ihr Gemahl mit bei den Zurückgekehrten sei. Von einem General erfuhr sie, daß er bei Leipzig geblieben sei. Diese Nachricht schmetterte sie nieder; nur der Gedanke an ihr hilfloses Kind hielt sie von dem Entschlusse ab, sich selber das Leben zu nehmen. Tief gebeugt reis'te sie wieder zurück, sie kam aber nicht bis Paris, die Nachricht des Verlustes hatte einen so schweren Eindruck auf sie gemacht, daß sie krank unterwegs in einem Dorfe zurückbleiben mußte, da sie nicht die Geldmittel besaß, um ein schnelleres Fortkommen zu beschleunigen, indem der nun innerhalb der französischen Grenzen geführte Krieg alle Transportmittel und besonders alle Pferde in Anspruch nahm.

Indeß die Wirthschafterin des greisen Pfarrers in jenem Dorfe nahm sich der kranken Rahel und ihres Kin-

des an, und das Pfarrhaus schien für die Aermste, die Alles verloren, ein Asyl des Friedens werden zu wollen. Aber nur einige kurze Wochen dauerte dieser Friede, dann drang die schreckliche Kunde, der Krieg wälze sich in diese bisher ruhige Gegend, zu Aller Ohren. Wie auf den Flügeln des Sturmes kam auch die Wahrheit hinterher, der Donner des Geschützes hallte schon in den nächsten Tagen von den Höhen über die friedlichen Thäler hin. Mehrere französische Regimenter hatten sich hierher zurückgezogen; die Preußen drangen unaufhaltsam nach und ein furchtbar blutiger Kampf entspann sich um das Dorf selbst. Um ihren Rückzug zu decken, steckten es die Franzosen in Brand. Kirche, Schul- und Pfarrhaus standen bald in lichten Flammen, die Nachhut der Franzosen vertheidigte ununterbrochen die brennende Stätte, die von den preußischen Jägern hart angegriffen wurde. Schreiend und in Verzweiflung entflohen die Bewohner der brennenden Gebäude, ein französischer Unteroffizier trug Rahel auf seinen Armen aus den Flammen des Pfarrhauses. Er hatte so viel Deutsch profitirt, daß er den anstürmenden Preußen entgegenrief: „Nur ein Schurke greift einen Soldaten an, der ein armes Weib vom Feuertode rettet!" Das wirkte, man ließ ihn durch. Der Jammer der Unglücklichen auf seinen Armen war herzerschütternd, sie schrie in einem fort nach ihrem Kinde, das noch in seinem Bettchen in dem brennenden Pfarrhause sich befinde.

Rahel war gerettet; aber welche Rettung! sie hatte ihr Kind verloren. Einige Offiziere der fliehenden Franzosen erkannten sie als die Gemahlin des Kapitains de Saliery und trugen, so viel sich unter solchen Zeitumständen thun ließ, Sorge für sie. So kam sie wieder nach Paris, um ein trauriges und elendes Dasein dort zu haben, denn nicht nur, daß sie Alles verloren, was ihr lieb und theuer war, sie hatte auch noch den Schmerz, die gute alte Verwandte Charles', bei der sie ein Asyl gefunden, begraben zu müssen. Die geringe Erbschaft, die ihr durch diesen Todesfall wurde, reichte bei sparsamer Eintheilung so weit aus, daß sie ein Jahr davon leben konnte. Nach Deutschland zurückkehren konnte sie nicht — Niemand hätte sich ihrer dort angenommen, sie blieb also in Paris, wo sie wenigstens Hoffnung sah, ihr Leben durch die Arbeit ihrer Hände durchzubringen. Ihre Tage verflossen also in Kummerthränen und Arbeit, die junge deutsche Offizierswitwe wurde bald der Gegenstand eifrigster Unterstützung der vornehmen Welt, und man fand es für außerordentlich nobel, daß sie jedes Geschenk, durch das man ihre Lage verbessern wollte, ablehnte nnd nur das nahm, was sie für ihre feinen und zierlichen Arbeiten zu verdienen glaubte. Auf diese Weise erwarb sie sich die Achtung des Onkels ihres Gemahls, des Obristen d'Ostanges, der sie, selbst Witwer und nebenbei Invalid, zu sich nahm, wo sie ihm die Wirthschaft führte und sich bald ganz seiner

vollkommenen Liebe erfreute, was der alte mürrische Herr früher gar nicht als möglich erachtet hätte. Madame Rahel de Saliery hatte die Gewohnheit, alle vierzehn Tage in eins der Hospitäler zu gehen und den Leidenden einige Erfrischungen zu bringen oder ihnen etwas Geld zu geben, um sich solche zu verschaffen. Wenn sie in eins der Militairhospitäler ging, pflegte der Oberst ihr stets einige Francs zu diesem Zwecke einzuhändigen, weil der kranke Soldat seiner Ansicht nach ein größeres Anrecht auf Unterstützung habe, als die Ofenhocker, die im Leben kein Pulver gerochen. Bei einem dieser Mitleidsbesuche geschah es, daß Madame de Saliery, als sie einen der Krankensäle des großen Hospitals durchschritt, plötzlich ihren Namen nennen hörte. Eine bleiche Jammergestalt richtete sich mühsam etwas auf und sagte: „Sie kennen mich nicht mehr, ich glaube es, Madame, ich bin ein miserabler Kerl geworden, der die nächsten Tage wohl in's Gras beißen wird. Sacre Dieu parbleu! daß es nicht auf dem Felde bei Kanonendonner geschehen konnte, das wurmt mich — ich war nicht der schlechteste meiner Kameraden, die dort einschliefen. Aber ich wollte auch diesen hündischen Tod verschmerzen, wenn nur mein armer Herr, Ihr Gemahl, Madame . . .“

„Gouvion!“ rief Madame de Saliery — „Ihr seid Gouvion, meines Gemahls Diener — ach, welch' Wiedersehen!“

„Ach ja, Madame! ein miserables, wenigstens von meiner Seite. Aber was hilft's? es ist nicht zu ändern. Nur eins ärgert mich, daß ich einbeinig in den Himmel soll, ich werde eine sehr schlechte Figur bei der großen Parade jenseits machen. Indeß, ich verlasse mich auf meinen guten Herrn Kapitain, er wird hoffentlich dem lieben Gott sagen, daß ich jederzeit ein proprer Kerl gewesen bin und man nicht dafür kann, wenn eine russische Kugel mit einem unserer Stiefel auf eine nichtswürdige Weise Bekanntschaft macht."

Von Gouvion erfuhr Madame de Saliery die genaueste Nachricht über ihren Gemahl. Die arme Frau vergoß viele Thränen, als ihr der Schwerblessirte erzählte, wie zahllos oft der Kapitain diesen Feldzug verwünscht und von ihr und seinem Kinde, das er noch nicht einmal gesehen, mit mühsam verhohlenem Kummer gesprochen habe.

„Ach, Madame, ich erinnere mich sehr gut jener grauenvollen Wetternacht, wo der Herr Kapitain und ich das verschanzte Lager am Fuße des Liliensteins an der Elbe verlassen hatten. Ich trug den Koffer auf meinen Schultern, worin die ganze Hinterlassenschaft sich befand, die der Herr von einem seiner Verwandten, der sich im Leben nie um ihn bekümmert, von dem Ober-Commissair der Armee-Lieferungen, Herrn St. Martin de la Roche,

der bei dem Reichenbacher Treffen tödtlich verwundet worden war, geerbt hatte. „„Gouvion!““ sagte der Herr Kapitain — „„Du hilfst mir jetzt diesen Schatz vergraben, der ohngefähr eine halbe Million Francs beträgt, in dieser unsichern Zeit kann ich ihn nicht in die Obhut meiner Gemahlin bringen; aber wenn der Feldzug vorüber ist, kehren wir hierher zurück und holen ihn. Du bleibst Dein Lebelang bei mir, es soll Dir an Nichts fehlen, mein Freund.““ In einer Felsenspalte . . .“

Der Oberchirurg des Hospitals, von einigen Wärtern begleitet, machte die gewöhnliche Runde durch die Krankensäle und somit war die Erzählung des treuen Gouvion unterbrochen. So sehr sich auch Madame de Saliery von diesem Berichte des Kranken angeregt fühlte und gern Weiteres erfahren hätte, so gebot ihr doch die Schicklichkeit, jetzt den Krankensaal zu verlassen. Sie hoffte auf den nächsten Tag und fand sich zeitig im Hospitale ein; indeß die Nachricht, daß der Kranke № 143 in dieser Nacht bedeutend schwächer geworden und der Brand sein Bein ergriffen habe, schlug ihre Hoffnung, ihn noch einmal sprechen zu können, gänzlich nieder.

Am nächsten Morgen befand sich Gouvion bereits auf der Todtenliste. Madame de Saliery konnte es sich nicht verhehlen, daß ein ganz eigenthümliches Mißgeschick sie verfolge, da jeder Schimmer des Glücks — obwohl

sie den Besitz einer Erbschaft von einer halben Million Francs, nachdem sie Alles, was ihr lieb und theuer war, verloren hatte, für kein sie für so großen und unersetzlichen Verlust entschädigendes Glück betrachtete — vor ihr aufblitzend, wieder spurlos verschwand. So war ihre Ehe, so der Besitz ihres Kindes nur ein kurzer, ihr schnell wieder entrissener Glücksschimmer gewesen. Das Alles wirkte verderblich auf ihre Seelenstimmung ein, sie gab sich oft finsterem Nachdenken hin, und in solchen Momenten trat dann die Gestalt Winkelmann's als ein quälendes Gespenst vor ihre verdüsterte Phantasie. Ihr Treubruch hatte sein Lebensglück zerstört, und die Vergeltung traf sie im härtesten Grade dafür. Sie hatte nur das Glück der Gatten- und der mütterlichen Liebe kennen lernen, um desto schmerzlicher den Verlust dieser höchsten Erdengüter zu fühlen. So vergingen Jahre, sie wurde wohl ruhiger, aber ein tiefer Ernst hatte Besitz von ihr genommen, ihre Stimmung gegen die Menschen trug ein kaltes, abstoßendes Wesen als Gepräge, das jedoch nur ihr Herz verschleierte, denn dieses behielt seinen eigenthümlichen, unverwischbaren Grundzug der Güte und Theilnahme gegen alle Unglückliche. Mit den Jahren ging die Freundschaft zwischen dem Obersten d'Ostanges und ihr allmählig in jene herzliche Neigung über, wie sie zwischen Vater und Tochter besteht. Der alte Herr, von Gichtschmerzen gefoltert, konnte keine bessere Pflegerin finden als eben die Witwe

seines Neffen. Ein Gefühl, welches Madame de Saliery nie gekannt, griff endlich Raum in ihrem Herzen, es war die Anwandlung des Heimwehs. Vergebens suchte sie es niederzudrücken, sie verfiel in ihrem Aeußeren unter diesem Kampfe, und der alte Oberst, der diese Verwandlung mit Schrecken gewahrte, drang darauf, ihr die Ursache zu sagen. Als Madame de Saliery dies gethan, sagte der alte Herr: „Wenn ich Sie nicht so genau kennte, möchte ich es für eine Fabel, für ein Hirngespinnst halten; aber das ist hier schon etwas Anderes. Nun, lassen Sie uns überlegen, wie wir diesem Uebel in die Flanke fallen, daß es retiriren muß.“

Zwei Wochen später befand sich der alte Herr mit Madame de Saliery und seinem alten Diener Jacques auf der Reise nach Sachsen. Es war ein großes Opfer, das er brachte, und konnte als ein untrügliches Zeichen gelten, wie hoch in seiner Gunst Madame de Saliery stehe. Dresdener Aerzte hatten ihm das freie, gesunde Landleben als einziges Linderungsmittel seines Gichtleidens angerathen, und welcher Aufenthalt konnte eine frische, gesunde Luft, zugleich mit Schönheit der Landschaft verbunden, in einem höhern Grade bieten, als die mit Weinbergen bekränzte Lößnitz! Madame de Saliery ahnte nicht, als sie vor wenig Wochen mit dem Obersten dies Haus bezog, welch' Zusammentreffen ihr hier bevorstehe.

„Ach, mein liebes Kind," sagte sie zu Rahel, indem sie diese mit großer Innigkeit an ihr Herz drückte — „wenn ich früher oft den Gedanken hegte, der Himmel habe so entsetzlich meinen Treubruch an Ihrem Vater an mir gerächt, so gebe ich mich jetzt mit voller Seele dem Glauben hin, daß er versöhnt ist, daß auch mir Vergebung geworden. Vollenden Sie diese, versuchen Sie es, mich lieben zu lernen. Ihr Vater ist todt, die Todten hegen keinen Haß mehr — das Grab versöhnt Himmel und Erde. Lassen Sie mich glauben, daß Gott Sie so wunderbar mir zugeführt, um im Geiste Ihres nun verklärten Vaters versöhnende Liebe statt tödtlichen Haß als eine Hinterlassenschaft von ihm mir zu geben."

„Wie könnte ich Sie hassen? Sie haben Viel gelitten, schwer gebüßt!" rief Rahel.

Wenige Minuten später wurde sie von Madame de Saliery in das Zimmer des alten Obersten geführt.

Der Zufall, der Rahel in das Haus des Obersten d'Ostanges gebracht hatte, war eine jener zahlreichen kleinen Ursachen, aus denen sich die größten ungeahnten Wirkungen entwickeln. Wie sich von selbst versteht, blieb

Madame de Saliery's Bekanntschaft nicht auf Rahel allein beschränkt, sondern deren Bruder Philipp, der als Rent-amts-Sekretair in Dresden Anstellung gefunden, und Herr von Karlsberg, Rahel's Geliebter, statteten ihren Besuch bei ihr und dem Herrn Obersten ab, der vorzüglich erfreut war, mit beiden jungen Männern sich in seiner Muttersprache unterhalten zu können.

Da es keinem Zweifel mehr unterlag, daß Madame de Saliery die rechtmäßige Eigenthümerin des Schatzes sei, den der Kapitain laut seines in der Brieftasche gefundenen Schreibens am Lilienstein vergraben, so machten ihr Philipp und Rahel Mittheilung darüber. Die beiden Geschwister waren im Besitz desselben, ihr Bruder Heinrich hatte jede Anwartschaft auf diesen Fund zurückgewiesen und seinen Antheil an Rahel unaufgefordert abgetreten.

Die deutliche Bezeichnung in des Kapitains Briefe hinsichtlich des Ortes, wo er den Koffer vergraben, ließ die beiden Brüder, die die Walthersdorfer Schenke im Laufe des Vormittags verlassen hatten, um, wie sie zu dem Wirthe sagten, sich den Lilienstein einstweilen zu besehen, nicht lange vergeblich suchen. Sie fanden, ganz wie es in dem Schreiben angegeben, den Eingang der schauerlichen Zerklüftung sechs Schritte von dem oben plattgedrückten, nur ein wenig aus dem Boden des Berg-

abhanges hervorragenden Felsklumpen, und da sie diese Kluft gefunden, entdeckten sie auch bald an der mit Moos überzogenen Hinterwand das eingemeißelte Zeichen des Halbmondes, welches indeß insofern eine Verwandlung erlitten, als ein Wust Gräser daraus hervorgewachsen, wie ein Busch zu Boden hing. Es galt ihnen nun vor allen Dingen, sich die Umgegend des Ortes so zu bezeichnen, daß sie dieselbe bei Nacht wiederfinden konnten. Heinrich betrachtete die hier am Abhange stehenden Bäume, das war für ihn ein sicheres Merkmal; Philipp, damit nicht zufrieden, häufte eine Menge gefallenes Laub bei dem erwähnten niederen Felsklumpen zusammen. Sie gingen nun den Weg nach Prossen, unweit der auf der Hochebene, die sich um den Lilienstein gleichsam als Grundstein dieses mächtigen Felsenaltars zieht, gelegenen Schäferei vorüber, hinab. Es war nothwendig, einen Ort in der Nähe des Weges von Walthersdorf nach Prossen ausfindig zu machen, wo ihr Wagen unbemerkt halten könne. Nach langem Suchen fanden sie endlich abseits von den Wegen ein Gebüsch, welches ihnen ganz geeignet schien, vor den Blicken etwa Vorüberfahrender oder Gehender dasselbe zu verbergen.

Gegen Abend erklärte Rahel, daß sie sich besser fühle und wegen ihrer es nach Schandau fortgehen könne, wenn es die Brüder nämlich zufrieden wären. „So fahren

wir die paar Stündchen noch, es kann uns nicht schaden," sagte Philipp und so ging es noch um fünf Uhr von Walthersdorf fort. Der zeitig hereindunkelnde Abend war ganz zu solch einer Unternehmung geschaffen. In dem Gebüsch wurden die Pferde losgesträngt, ihnen Hafersäcke vorgebunden, Rahel blieb allein, obwohl mit Zittern und Angst, bei dem Geschirr und den Thieren zurück. Mit Hacke und Schaufel bewaffnet, die sie schon von zu Hause aus im Wagen mitgebracht hatten, stiegen die Brüder schweigend nun den allerdings bei Abenddunkel gefährlichen Pfad zu dem Felskolosse hinauf. Im fernen Westen glitzerte noch ein dunkelrothes Purpurlicht wie ein schmaler Saum ihnen entgegen; doch auch dieser letzte Tagesblick verschwand, als sie den steilen, ungebahnten Felsen hinanklimmten; tiefes Düster umgab sie, als sie in der Höhe unter die Steine selbst anlangten. Der Blick zur Rechten überschaute die tiefliegende, ganz in Schatten gehüllte Umgegend, aus der sich nur durch tieferes Dunkel einige Gegenstände, wie Busch und Höhenzüge abzeichneten, während an ihrer Linken der gewaltige Felskoloß gleich einem zur Leblosigkeit erstarrten Ungeheuer im dichtesten Dunkel emporragte. Der Abendwind sang in dieser Höhe seine schaurigste Weise, denn aus den Felsenspalten prallte er hohltönend wie Geächz Sterbender zurück und rauschte in den Baumwipfeln hin mit voller Gewalt.

„Ich ängstige mich um Rahel," brach endlich Heinrich das Schweigen — „Himmel, wenn ihr ein Unglück widerführe!"

„Hab' doch keine Angst," tröstete Philipp — „der Busch ist ein alter Freund von ihr — ist ja eines Forstmanns Kind, das mitten im Walde aufgewachsen — die fürchtet sich nicht."

Heinrich äußerte Nichts mehr, aber diese Sorge machte ihm die Stirn heiß, er mußte sich oft die Schweißperlen abtrocknen.

Endlich hatten sie die Felskluft erreicht. Sie würden aber nur mit Mühe ihre Arbeit haben ausführen können, wenn es ihnen nicht möglich gewesen wäre, ein Licht anzuzünden. Die enge Kluft wehrte den heftigen Anprall des Windes, und so gelang es ihnen, das Licht unter einer runden Taschenlaterne anzubrennen, das ihnen nun bei der Arbeit leuchtete.

Die Arbeit ging schnell; Heinrich's kräftige Faust regierte die Hacke, während Philipp den gelockerten Boden bei Seite häufte. In kurzer Zeit hatten sie die Oberfläche des Koffers herausgearbeitet, und es dauerte nicht lange, daß dieser ganz in ihrem Besitz war. Was der Kapitain mit dem Namen Koffer bezeichnet hatte, war indeß nur ein halbgroßer Kasten von starkem Eisenblech, seine Schwere

drückte keinen Mann zu Boden, weswegen auch Gouvion, des Kapitains Diener, ihn ohne große Anstrengung hatte hinauftragen können. Heinrich fand es für nöthig, daß die bei Seite gehäufte Erde wieder in das Loch geworfen und dies somit geebnet wurde. Als dies geschehen, traten sie den Rückweg an; Heinrich trug den Kasten. Das Herabsteigen war das Beschwerlichste bei dieser Schatzgräber-Parthie, besonders da ein feiner Regen fiel, der den steilen Weg sehr schlüpfrig machte. Jedoch gelangten sie glücklich zu ihrem Wagen zurück. Rahel war sehr froh über ihre Zurückkunft, denn sie hatte viel Furcht ausgestanden, da es ihr dünkte, einen Schatten am Busche hinhuschen zu sehen.

„Das war blos eine Erscheinung Deiner Furcht," sagte Philipp und fügte lachend hinzu: „Die Gespenster sind auch gegen junge hübsche Mädchen höflich und thun ihnen Nichts zu Leide."

„Spotte nur nicht erst," entgegnete Rahel — „es war gewiß Etwas in der Nähe. Ich stand vorn bei den Pferden, und als ich den Schatten so an dem Saume des Busches hinhuschen sah, bemerkte ich auch, wie die Thiere gleichsam aufmerksam geworden waren, die Köpfe mit den angebundenen Hafersäcken in die Höhe warfen und stark schnaubten; der Braune stampfte sogar den Boden, was er nur dann thut, wenn ihm etwas Besonderes auffällt."

Der Heinrich hatte unterdeß den Kasten in den Wagen gesetzt und Hacke und Schaufel hineingelegt. Nun setzten sie sich ein und das Gespann trabte fort.

„Seht da, da ist der Schatten wieder!“ rief Rahel seitwärts zeigend nach dem Saume des Busches, den sie eben verließen.

Der Heinrich, der neben den Pferden herging, um sie bis auf den Fahrweg zu führen, erblickte gleichzeitig Etwas, das sich am Busche hinbewegte. Ohne Zögern hob er einen Stein vom Boden auf und schleuderte ihn mit kräftiger Hand nach dem Gegenstande hin — ein Laut des Schmerzes, der von dorther erscholl, war die Antwort, daß der Schatten Fleisch und Blut habe.

„Der spionirt uns nicht wieder nach,“ sagte Heinrich, — „er wird genug an dem Steinchen haben.“ — Bald darauf erreichten sie die Fahrstraße, und nun ging es flott vorwärts, durch Prossen und über Schandau nach Sebnitz zu.

Am andern Tage verbreitete sich in Walthersdorf und der Umgegend das Gerücht, es wären Schatzgräber dagewesen, die von dem Lilienstein sich eine große, wohlgefüllte Kriegskasse geholt hätten. Die Ursache dieses Gerüchtes, das im Grunde gar nicht so viel Unwahres an sich trug, beruhte auf der Neugier des Hausknechts

in der Schenke, der mit Erstaunen bemerkt hatte, daß die Fremden in ihrem Wagen eine Hacke und ein Grabscheit bei sich führten, und da er nicht einsehen konnte, wozu sie diese Instrumente brauchen könnten, schämte er sich nicht, sie zu behorchen. Was er hörte, war ihm nicht deutlich genug, um über ihr Vorhaben in's Klare zu kommen; daß sie aber vom Lilienstein gesprochen, das hatte er verstanden.

Er war also, um etwas Gewisses zu erfahren, dem Wagen nachgegangen, sah sich aber nicht wenig betroffen, als dieser so zu sagen auf dem Wege vor ihm plötzlich verschwand. Durchaus nicht auf den Gedanken gerathend, daß sie in den kleinen zur Linken abseits gelegenen Busch eingelenkt sein könnten, glaubte er, sie wären auf einem von Gehölz verdeckten Wege dem Lilienstein näher gefahren. Dieser Irrthum brachte ihn von der Fährte ab, der tiefdunkle Abend trug das Seine dazu bei, ihn darin zu bestärken. Endlich aber, nachdem er gar nicht mehr weit von der Schäferei sich befand und sich getäuscht sah in seiner Erwartung, beschloß er ärgerlich, den Rückweg, jedoch auf einem Fußpfade, einzuschlagen. Hier kam er endlich wieder auf die große Fahrstraße und würde ruhig auf ihr zurück nach Hause geschritten sein, wenn nicht starkes Geräusch, das sich Schütteln eines der beiden Pferde in dem Gebüsche abseits der Straße, bei dem stillen Abende ihm zu Ohren gekommen wäre. Obwohl nicht

furchtsam, fühlte er doch eine große Beklemmung, als er sich, seiner Neugier nachgebend, dem Gebüsch genähert hatte. Es war zu dunkel, um Etwas genau zu erkennen, und da Alles ruhig blieb, nur zuweilen tiefe Athemzüge der Thiere hörbar wurden, vergrößerte sich bei ihm das unbehagliche Gefühl so sehr, daß er es nicht wagte, weiter von der Stelle zu gehen, da er nicht wußte, wer sich eigentlich hier befinde und ob ihm seine Spürerei nicht etwa eine fühlbare Unannehmlichkeit eintragen könne, wenn man seine Anwesenheit vielleicht bemerkte. Er verwünschte die Excursion, die ihn bereits derb ermüdet hatte, und verhielt sich mäuschenstill am Saume des Busches. Auf diese Weise wurde er Zeuge von der Zurückkunft Heinrich's und Philipp's, er hörte, daß der Letztere lachend sagte: „Nun, die Kriegskasse haben wir glücklich gehoben, unsre Expedition ging glücklich von Statten.“ Das war genug, um Stoff zu dem ausschweifendsten Gerüchte zu geben. Der von Heinrich geschleuderte Stein hatte ihn höchst unsanft an's Schienbein getroffen und war Ursache geworden, daß er erst später in der Nacht mit viel Schmerzen zu Hause ankam, wo Alles schon zur Ruhe gegangen war und er Niemand Mittheilung über sein Abenteuer machen konnte, was jedoch dafür am nächsten Tage geschah.

Die Geschwister waren anderthalb Tage später wieder im väterlichen Forsthause angelangt und fanden nach

Eröffnung des eisernen Kastens Alles, wie der Brief des Kapitains es bezeichnet hatte — einige Beutel mit einfachen und doppelten Napoleonsd'ors und eine Menge Schmucksachen, goldne Ketten, Uhren, Ringe, Ohrgehänge, Armbänder und andere Dinge, deren Werth sie nicht zu beurtheilen wußten, weshalb sie auch die Angabe des Kapitains hinsichtlich der halben Million Francs stark bezweifelten. Philipp und Rahel entschieden sich dahin, da Heinrich jeden Anspruch auf diesen mit Mühe errungenen Fund von sich ablehnte, daß der Letztere im Forsthause, als dem sichersten Orte, aufgehoben bleiben sollte, bis sie weiteren Beschluß darüber gefaßt hätten.

Nach dem Ereignisse, welches Rahel und Madame de Saliery zusammen geführt hatte, kamen diese Beiden zu dem Entschlusse, im Forsthause einen Besuch bei Heinrich abzustatten. Der alte Oberst wurde beredet, sich mit dahin zu begeben, worein er endlich willigte. Aber noch ein Begleiter erbot sich zu dieser Besuchsreise — Herr von Karlsberg, der Geliebte Rahel's. Philipp konnte nicht abkommen, er versprach aber, es möglich zu machen, wenigstens auf einen Tag sich im Forsthause einzufinden. Die Entfernung von Dresden belief sich ja nur auf nicht ganz acht Meilen, und eine Sonnabendsnacht zur Hinreise und eine Sonntagsnacht zur Rückfahrt in den warmen Sommernächten und auf guter Chaussee war keine zu

große Anstrengung für einen jungen rüstigen Mann. Er hatte dann den ganzen Sonntag für sich, um ihn mit seinen neuen Freunden im Forsthause zu verbringen.

Heinrich empfing, da doch Vorbereitungen dazu gehörten, um mehrere Personen bei sich aufzunehmen, Anzeige von diesem beabsichtigten Besuche.

Das war eine Nothwendigkeit, da seine Haushaltung nicht auf dergleichen eingerichtet war und eine Ueberraschung ihn in außerordentliche Verlegenheit versetzt haben würde.

Rahel empfand die herzlichste Freude, als sie auf der Straße in den ihr wohlbekannten väterlichen Forst einfuhren. Die hohen, schlanken Tannen erschienen ihr wie alte liebe Freunde, von denen sie sich begrüßt sah, und das lustige Pfeifen der Waldvögel klang ihrem Ohre wie ein fröhlich Willkommslied. „Ach," sagte sie zu Madame de Saliery — „wie thörigt war ich doch, als ich den Forst und das Vaterhaus verließ! Da glaubte ich gar nicht, daß mir der Wald so an's Herz gewachsen wäre, wie ich jetzt so tief im Innersten fühle. Ich dachte nur an die Freuden in der großen Stadt, an alles Das, was ich Neues und Schönes dort sehen würde. Und doch möchte ich jetzt weinen vor Lust, daß ich wieder mitten im Forste bin, der mich groß werden sah, den ich oft

durchwandert habe, um da oder dort eine liebe Bekannte in der Nachbarschaft zu besuchen.“

Endlich hielten sie am Forsthause an. Der Heinrich stand vor der Thür in seinem grünen Jagdrocke mit den blanken Knöpfen und dem Hirschfänger an der Seite. Sein ernstes, gebräuntes Gesicht trug einen Zug tiefer Schwermuth, der nur in dem Augenblicke, wie Wetterwolken vor einem Sonnenaufblitz, wich, als Rahel mit der vollen Inbrunst der herzlichsten Schwesterliebe, aus dem Wagen springend, an seine Brust flog und rief: „O mein lieber, lieber Heinrich, jetzt bin ich wieder da, bei Dir im Vaterhause, in unserm alten treuen Walde! Ach, das ist eine Freude in meinem Herzen, die ich Dir gar nicht beschreiben kann. Es ist mir, als hätte ich Dich viele, viele Jahre nicht gesehen und müßte Dich jetzt so lieb haben, als hätte ich Dir großes Unrecht gethan, daß ich so lange weggeblieben von hier.“

Daß Heinrich von der Wahrheit dieses Gefühlsausbruchs tief, aber freudig ergriffen war, wies sich in der fast heftigen Umarmung, mit der er sie an sein Herz gedrückt hielt. „Jetzt mußt Du aber auch meine Freunde kennen lernen, die ich Dir hier mitbringe,“ sagte Rahel fröhlich, ihn zu dem alten Obersten führend, der, von Herrn von Karlsberg und Jacques unterstützt, den Wagen verlassen hatte. „Sieh', das ist der gute Papa d'Ostan-

ges, ein vornehmer und tapferer Oberst der Franzosen. Er sieht wohl recht grimmig mit dem großmächtigen Schnauzbart aus; aber man braucht sich ganz und gar nicht zu fürchten, er thut keiner Menschenseele ein Leid, wenn ihm nur seine Unterthanen keins verursachen — die sind aber sehr rebellisch und schlechte Patrone, die gar nicht aufhören wollen mit Prickeln und Zwicken und Zwacken, daß der gute alte Papa Oberst manchmal recht bärbeißig wird vor Aerger. Aber hier wollen wir ihn schon kuriren. Wir legen in sein Bett alle Abende frische Tannzapfen, die werden ihm wohlthun."

„Herr Oberst, ich bitte, vorlieb zu nehmen mit den wenigen Bequemlichkeiten, die Ihnen mein einfaches Haus bieten kann. Ich überlasse es meiner Schwester, die möglichste Sorge für Sie zu tragen. Sie versteht solche Dinge besser als ich anzuordnen," entgegnete Heinrich, dem alten ehrwürdigen Krieger freundlich Willkommen bietend.

„Und diese Dame ist Madame de Saliery," fuhr Rahel fort — „sie wird Dir schon Alles sagen, was ich wohl auch könnte, aber es ihr überlasse, weil es ihr Recht ist, von sich selber zu sprechen. Und diesen jungen, schmucken Herrn hier," redete sie, auf Herrn von Karlsberg deutend, lachend weiter — „habe ich mir für mich mitgebracht. Man muß doch Etwas ganz für sich apart haben, es ist

so hübsch, so Etwas nur denken zu können. Nun, Ihr Beide werdet gewiß recht bald gute Freunde werden. Das wird ein Leben voller Lust sein, daß der alte Wald vor Verwunderung sich schütteln soll."

Es war nicht recht sichtbar, ob Heinrich dieselbe glückliche Ueberzeugung von dem vergnügten Leben, das jetzt im Forsthause beginnen sollte, hegte oder nicht. Er hatte Herrn von Karlsberg mit einer schweigenden Verbeugung begrüßt, und ein düsterer Schatten von Unmuth lagerte auf seiner Stirn, als er die Angekommenen hinauf in die für sie bereiteten Zimmer führte.

In der That fand Rahel in vollem Umfange das Glück, von dem sie bei ihrer Ankunft gesprochen. An Herrn von Karlsberg's Seite durchstreifte sie den Wald nach allen Richtungen; sie kannte darin fast alle traulichen Plätzchen, wußte die ganze Naturgeschichte aller Baumarten, ja selbst der Schmarotzerpflanzen, die sich mit heuchlerischem Liebesschein an die rüstigen Stämme hinanranken, um mit von deren Mark sich zu nähren, und die Waldsänger waren zumal ihre theuern, lieben Freunde, die sie alle ohne Ausnahme kannte und von denen sie zu erzählen wußte, wie sie kunstvoll und geschäftig ihre Nester baueten und mit welch' liebevoller Emsigkeit sie ihre Jungen warteten.

Obwohl Herr von Karlsberg von dem lustigen Ge-

plauder Rahel's auf diesen Streifpartieen entzückt war, so konnte er sich's doch nicht verhehlen, daß diese glückliche Stimmung seiner Seele durch ein unbestimmtes Gefühl von Beklemmung ganz eigenthümlicher Art gestört wurde. Der schweigende Ernst Heinrich's drückte ihn, er wußte nicht, ob der Letztere ihm freundlich oder feindlich gesinnt sei, denn offenbar vermied es der Förster, in nähere als schnell vorübergehende Berührung mit ihm zu kommen, ja, Herr von Karlsberg glaubte sich nicht zu täuschen, wenn er den ihn zuweilen treffenden Blicken Heinrich's den Ausdruck feindseligen Unmuths, still verhaltenen Grolls beizumessen geneigt war. Er hatte sich gescheut, gegen Rahel Etwas darüber zu äußern, doch eines Tages bei einem solchen Spaziergange in den Wald hinein, redete er doch davon.

„Ach, was Sie für ein Schwarzguker sind!“ rief Rahel lachend. „Der Heinrich hat ein besseres Herz als viele tausend andere Männer, glauben Sie das mir, aber er ist nun einmal so, viel Reden ist seine Sache nicht, da kenne ich ihn durch und durch. Uebrigens hat er auch Geschäfte zu besorgen, die fast immer mit großem Aerger verbunden sind; mit den Waldarbeitern umzugehen, ist immerdar eine schlimme Geschichte; das ist ein faules und nichtsnutziges Volk, wenn der Jäger ihnen nicht immerdar im Nacken sitzt. Und gar jetzt zur Zeit des Holzschlages — das weiß Niemand besser als ich. Der

selige Vater kam manchmal wüthend über diese Gesellschaft nach Hause — dem Heinrich geht's wahrlich nicht besser. Wer wird denn da gleich so Böses denken, wie Sie! Wenn heute Jemand zum Heinrich sagte: „„Du mußt Das oder Jenes thun, um Deine Schwester recht glücklich zu machen,““ ich weiß, er thäte es ohne Widerrede, denn er liebt mich mit ganzem Herzen.“

Solcher Einwendung gegenüber war Nichts entgegen zu stellen, Herr von Karlsberg gestand gern zu, daß er sich getäuscht habe, indem er das ernste Schweigen Heinrich's für eine Art von Feindseligkeit betrachtet habe. Obwohl Heinrich auch nicht im Geringsten die Pflichten der Gastfreundschaft verletzte, so konnte doch eigentlich nur der alte Oberst sich einer größeren Freundlichkeit von seiner Seite rühmen, was dem greisen Kriegsmanne ganz wohl gefiel. Der Förster wußte es stets so einzurichten, daß er in den Stunden von seinen Waldgängen nach dem Forsthause zurückkam, wenn Rahel und Herr von Karlsberg ausgeflogen waren. Dann unterhielt er sich mit dem Obersten, der für Alles, was mit Pulver und Blei umging, eine sehr große Vorliebe hatte.

Heinrich's Unterhaltung beschränkte sich nicht auf die engen Grenzen seines Berufes, was jedenfalls keine große Anziehungskraft, wenigstens nur auf ganz kurze Zeit, auf

den alten Herrn gehabt hätte, im Gegentheil, er schlug eine Saite bei demselben an, die diesen ganz für ihn gewann. Die außerordentliche Belesenheit in den älteren und neueren Kriegsgeschichten bot zwischen Beiden einen so reichhaltigen Unterhaltungsstoff, daß der Oberst ordentlich betrübt war, wenn Heinrich sich erhob, um wieder in den Wald zu gehen.

Madame de Saliery erfreute sich weniger Heinrich's Gunst. Ihre Bitte, die von ihr einst an seinen Vater geschriebenen Briefe dem Feuer zu übergeben und somit deren Andenken zu vernichten, schlug er ab, indem er sagte: „So werthlos sie auch wären, betrachte er sie doch als eine Hinterlassenschaft seines Vaters, die er aufheben wolle.“ Die Brieftasche des Kapitains, ihres Gemahls, übergab er ihr jedoch unaufgefordert als ihr rechtmäßiges Eigenthum, und hinsichtlich des Schatzes, den er den Liliensteiner nannte, äußerte er: „Daß er Nichts wegen der Verfügung über denselben zu sprechen habe, da er jedes Anspruches auf seinen Theil sich begeben.“

Madame de Saliery war auch keineswegs gesonnen, irgend ein Recht über denselben zu behaupten, sondern erkannte den Schatz als Eigenthum der Geschwister an. Was bedurfte sie ein noch größeres Vermögen? Nach dem Tode des Obersten war sie ohnehin dessen alleinige Erbin,

und ihr einziger Wunsch bestand darin, das sie als mütterliche Freundin bei Rahel leben wolle, um diese, die Tochter des Mannes, an dem sie einst das Verbrechen des Meineids begangen und sein Lebensglück zerstört hatte, zu ihrer Erbin zu machen.

Philipp hatte geschrieben, daß es ungewiß sei, wenn er kommen könne, denn ganz unerwartet wären ihm Geschäfte übertragen worden, die ihm ein Reise in's Gebirge nöthig machten. Es hinge viel von der glücklichen Erledigung dieser Geschäfte für seine Zukunft ab. Bliebe ihm jedoch noch Zeit, würde ihn Nichts abhalten zu kommen.

Ein paar Tage später, es war Sonnabend, kam ein Amtsbote von dem nahe gelegenen Städtchen und fragte nach dem Förster, er habe ihm Etwas zuzustellen, worauf er eine Quittung bezüglich des richtigen Empfanges geben müsse. Heinrich mußte also aus dem Holzschlage geholt werden, um den Mann zu expediren. Mit dem versiegelten Schreiben, das er so eben erhalten, ging Heinrich in seine Stube. Mehrere Stunden vergingen, die Mittagszeit kam, Heinrich erschien nicht bei Tische. Das war nichts Auffallendes weiter; aber er ging mit großen, heftigen Schritten in der Stube rastlos auf und ab.

Die Haushälterin sagte zu Rahel ängstlich: „Was

mag der Herr Bruder nur haben, daß er gar nicht an's Essen denkt? Es ist schon drei Uhr Nachmittags, warm gestellt habe ich's ihm, habe ihn auch gefragt, ob er denn nicht essen wolle? Aber er war so grimmig, daß ich vor Schreck schier gestorben bin. Denken Sie nur, er schrie mir zu: „„Ich solle mich zu allen Teufeln scheeren, er hätte andere Dinge im Kopfe, als nur an's Magenvollstopfen zu denken."" So böse habe ich ihn noch nie gesehen."

„Gewiß wieder eine Holzdieberei, mit der sie ihm vom Amte aus den Kopf warm machen," meinte Rahel — „die vom Amte haben Nichts als immer und ewig solche Quängeleien, da muß Einer wohl böse werden."

„Himmlischer Vater!" rief die Haushälterin, zum Fenster hinaus deutend — „da geht der Förster, die Büchse auf der Schulter. Sehen Sie nur, was er für Schritte macht. Na, Gott sei dem gnädig, mit dem er jetzt zusammen rennt, ich mag nicht mit dem theilen."

Herr von Karlsberg war gleich nach dem Mittagsessen nach Bautzen geritten, er wollte dort einen lieben Freund überraschen, der aus dem Warmbrunner Bade, glücklich wieder hergestellt, zurückkehrend, in Bautzen bei

Verwandten zu übernachten gedachte. „Kommt er zeitig, reite ich noch zurück; kommt er aber erst gegen Abend, bleibe ich in Bautzen und kehre morgen Vormittag zurück," hatte er zu Rahel gesagt.

Der Abend war so mild und freundlich, der Wald schien ein Freudenfest zu feiern, denn die glühenden Strahlen der Abendsonne glitzerten in tausend prachtvollen Lichtern zwischen dem tiefen Grün der Bäume hindurch — ein wunderbares, tausendfältiges Leben regte sich in der warmen Luft, das summte und schrillte von allen Seiten, Tausende von kleinen Insecten schwärmten im lustigen Durcheinander. Der Wald war zum tausendsäuligen Dom geworden, in dem diese kleine und doch so herrliche Welt den Meister anbetete in ihrer Weise, die da ist Freude und Fröhlichkeit. Und die Vögel riefen sich zu guter Letzt noch den Abendsegen zu in hellem Gezwitscher und lang gezogenen pfeifenden Tönen, während der laue West mit den Blättern kosete und geschwätzig die heilige Legende von der den Blumen nicht eigenthümlichen Gabe, sprechen zu können, einen Ausdruck für ihre Gefühle zu haben, wie die Menschen und die Thiere solche Wundergabe besitzen, ihnen in Erinnerung rief, weil sie mitten in der göttlichen Abendschöne, wo Alles sich eines Tones der Freude erfreuen durfte, still und lautlos dastanden, keines Ausdrucks der An=

betung fähig, wie doch alle Wesen solchen je nach ihrer Art haben.

Das Herz war Rahel aufgegangen in dem wunderbaren Glücke dieser stillen Abendfeier, und es wäre vollständig gewesen, wenn er jetzt gekommen wäre, dem sie bis an den Hügel entgegen gegangen war, von dem aus man ein gutes Stück Weges durch den Wald entlang sehen konnte. Sie hatte lange dagestanden und auf jedes Geräusch von daher gelauscht, aber Alles blieb ruhig. Die Diana, die ihre Begleiterin war, sprang aber plötzlich auf und horchte nach einem Seitenpfade hin, dann bellte sie laut und sprang lustig dem Busche zu, aus dem bald darauf Heinrich, von seinem treuen Nimrod gefolgt, heraustrat. Rahel lief ihm entgegen. Wie wild und abgehetzt sah der Mann aus, als habe er mehrere Tage lang auf flüchtigem Fuße gelebt, kein Obdach gehabt, und sei stets von Verfolgern umgeben gewesen! Rahel fühlte einen Schauer von Furcht ihr Herz durchfrösteln, der Bruder kam ihr so seltsam vor, als wäre es nicht recht geheuer mit ihm. Schweigend hatten sie eine Weile neben einander gesessen, dann ergriff der Förster ihre Hand plötzlich mit einer Hast, daß Rahel erschrocken zusammenfuhr.

„Rahel," sagte er mit gepreßter Stimme — „ich habe einen Traum gehabt, der mich jetzt noch abhetzt, als

hätte mir Einer boshafter Weise einen Waidmann gesetzt, was, wie Du weißt, das Schlimmste für einen Jäger ist, weil der Schuß seines Rohres dann stets fehl geht. Es träumte mir, wir wären nicht Geschwister, sondern Mann und Frau, und der Wald unsere Heimath — ja, es träumte mir von dieser Glückseligkeit."

Rahel wollte lachen; aber der Muth dazu fehlte ihr. „Ein seltsamer Traum," sagte sie blos.

„Nicht wahr? Aber horch' auf meine Frage. Was würdest Du thun, wenn es wahr wäre, daß Du nicht meine Schwester, ich nicht Dein Bruder sei? und ich Dich dann fragte: Rahel, ich habe Dich im Herzen getragen wie der Bräutigam das Bild seiner Braut, willst Du mein Weib werden — die Waldkönigin hier?"

Rahel erhob sich; sein Blick, der funkelnd auf ihr ruhte, ängstete sie außerordentlich. „Was Du für Reden führst!" entgegnete sie. „Aber gewiß, Du willst mich nur prüfen, ob ich meinem geliebten Karlsberg untreu werden könnte?"

„Freilich!" rief er nach einer Weile auffahrend — „nur das wollte ich. Du liebst den Karlsberg also so sehr, daß Du nicht von ihm lassen würdest?"

„Nie, ich liebe ihn mit ganzem Herzen," antwortete

Rahel, und redete nach einer kleinen Pause mit sanfter Stimme weiter: „Du bist wohl krank, mein armer Heinrich? Ach, gewiß mußt Du sehr krank sein, sonst käme nicht solches Gerede in Deinen Mund.“

„Krank?“ fuhr der Förster fort — „Du hast Recht, es ist eine Krankheit, die ich in mir trage, die mich elend und wahnwitzig macht. Das ist die Liebe zu Dir. Erschrickst Du darüber? Hast Du's nicht gemerkt, daß mich das Gift dieser Krankheit fast verzehrte in Deiner Nähe? Daß ich stumm und traurig wurde? Ja, wisse es, ich habe Dich geliebt mit den Kräften eines an sich selbst verzweifelnden Herzens — es blieb Dir Geheimniß — die heilige Schranke des Familienbandes, des Blutes, stand damals, ein schützender Engel, noch bei mir. Jetzt aber nicht mehr — die Schranke ist gefallen seit heute — Du bist n i c h t meine Schwester.“

„Himmel, was sagst Du?“ rief Rahel — „redest Du im Fieber — ich nicht Deine Schwester?“

„Rahel!“ fuhr der Förster hastig fort — „mein Lebensglück liegt in Deiner Hand. Lasse ab von dem Karlsberg, sage, daß Du mein werden willst für's ganze Leben, schwöre mir ....“

„Nein, nein, nein!“ rief das Mädchen — „es darf nicht so sein zwischen uns. Als Schwester, aber nicht

als Weib könnte ich Dich lieben. Mein Herz ist keine Waare zum Eintausch — ich . . . ."

„Geh," sagte Heinrich — „ich wußte das, ich war ein Thor — geh! geh!"

Mit anscheinender Ruhe, die eben als Extrem gegen die große Aufregung, die ihn kurz vorher beseelt hatte, desto auffälliger war, bog er rasch in den Waldpfad ein, und verschwand mit eilenden Schritten ihren Blicken.

Rahel hatte nicht den Muth, ihn zurückzurufen, sie zitterte an allen Gliedern, Schreck und Mitleid kämpften in ihrem Herzen. An die Wahrheit des von ihm Gesagten, daß sie nicht seine Schwester sei, glaubte sie nicht, desto fester stand die Ueberzeugung vor ihr, er sei in der That wahnsinnig geworden, denn nur in solch trauriger Geistesverwirrung war eine solche Idee möglich. Das Abendroth, das noch an einzelnen Wolkenflöckchen sich abspiegelte, erbleichte, der Wald begann in Düster zu versinken, sie schlug den Rückweg ein, ihr Herz war von unendlicher Angst erfüllt. Nach vielem Hin- und Herdenken kam sie zu dem Entschlusse, Niemand Etwas von dem eben Erlebten zu sagen. „Ach," seufzte sie — „wenn Philipp da wäre, das ist der Einzige, dem ich es vertrauen könnte."

Das war eine traurige Nacht für Rahel, sie war der Geheimthuerei ganz ungewöhnt und das vertausendfachte ihre Angst. Mit klopfendem Herzen lauschte sie auf jedes Geräusch, das sich dem Forsthause nahete, sie hoffte auf Heinrich's Nachhausekunft, der aber nicht kam. „Großer Gott, wenn er sich ein Leid's gethan in seinem Wahnsinne!" rief sie, zitternd vor der Entsetzlichkeit dieses Gedankens, der sie, je näher der Morgen heranrückte, desto mehr peinigte und, als es Tag geworden, auch gleichsam als Gewißheit vor sie hintrat. Sie hatte kein Auge die ganze Nacht über geschlossen, ihr Bett war ihr zum glühenden Roste geworden. Kaum brach das erste Morgenlicht über den Wald herauf, als sie auch, von der unsäglichen sie ganz beherrschenden Angst getrieben, das Haus, in welchem noch Alle schliefen, verließ, um den Heinrich aufzusuchen. Die Diana begleitete sie wieder. Sie lief nach dem Hügel zu, ohne selbst zu wissen warum? Da war Alles still, nur die Vögel im Gebüsch waren schon in Thätigkeit um des Morgenfutters willen. Nun wollte sie den Pfad entlang laufen, den der Förster gestern, als er von ihr geschieden, gegangen war. Die Geberden der Diana, die zugleich ein ganz kurzes, fröhliches Gebell hören ließ, machten sie indeß aufmerksam, daß das Thier Etwas wittere. Es war auch so. Ein Reiter kam im raschen Trabe den breiten Weg durch den Wald einher. Das mußte ein ganz naher Bekannter sein, denn die

Diana machte um Rahel herum Freudensprünge und schoß dann bellend dem Näherkommenden entgegen. Es war Philipp, der sich vom Posthalter des nahen Städtchens, der ihn seit Jahren kannte, ein Pferd geliehen hatte, um nicht einige Stunden, bis die Post abging, warten zu müssen; er wollte die Freunde im Forsthause überraschen.

Rahel hier zu finden, mußte etwas ganz Außerordentliches zum Grunde haben, er sprang vom Pferde und ging, den Zügel am Arm gehängt, neben ihr her, die vor Freude weinte und sich gar nicht fassen zu können schien, ihn jetzt, wo sie seines Beistandes so sehr bedurfte, so unvermuthet kommen zu sehen. Nur in abgebrochenen Sätzen konnte sie ihm mittheilen, was zwischen ihr und Heinrich geschehen.

„Mein Himmel, er ist wahnsinnig geworden," rief Philipp erschrocken, „denn das ist . . . ."

Ein dumpfes Krachen durchhallte den Wald, Philipp stürzte, von einer Kugel im Rücken getroffen, zu Boden.

Kaum zehn Minuten später kam der Heinze, des Försters Bursche, an den Hügel. Welch ein Schauspiel

stellte sich ihm dar! Philipp lag todt in einem Blutstrome, der in dem von Nachtthau feuchten Boden einen geronnenen röthlich-schwarzen Tümpel bildete. Das Pferd fraß neben ihm an den jungen Buschzweigen längs des Weges. Der Förster aber saß auf einem gefällten Baumstamme, die abgeschossene Büchse zwischen die Beine gestellt, ruhig, als säße er bei einem durch seine Kugel verendeten Wilde dicht dabei, auf seinem Knie ruhte das bleiche Gesicht der von schwerer Ohnmacht gefesselten, am Boden zu seinen Füßen liegenden Rahel, mit deren dunkelm Lockenhaar er gedankenlos spielte. Die beiden Hunde hatten sich, den Kopf zwischen die Vorderpfoten, neben ihm gelagert, dann und wann einen wimmernden Ton ausstoßend.

„Heiliger Gott! was ist denn hier geschehen?“ schrie Heinze entsetzt. „Herr Förster, wer hat denn das gethan?“

„Ich,“ antwortete er gelassen — „'s war ein Kernschuß . . . meine Büchse ist gut . . . 's sollte eine Hochzeitsfreude sein; aber es war nicht die rechte. Schrei' nicht so, Heinze . . . meine Herzallerliebste schläft gut . . . ich weiß hübsche Schlaflieder, die sing' ich ihr vor und da träumt sie so schön, wie der Engel im Himmel.“ Und in der That begann er ein Lied zu trällern, ein lustiges Jagdlied, daß dem Heinze sich die Haare auf dem Kopfe

emporsträubten und er in Angst nach dem Forsthause zurück rannte und dort Lärm machte.

Ja, es war in der That ein Kernschuß gewesen, den er in der Meinung, Herr von Karlsberg sei es, der, aus Bautzen zurückgekommen, von Rahel hier erwartet worden, aus seiner Büchse gethan. Mit diesem Kernschusse, der von hinten des Bruders Herz durchbohrt hatte, war auch die Klarheit seiner Sinne, die durch die wilde, unbändige Leidenschaft getrübt worden, welche ihn in der verwichenen Nacht wie einen Verbrecher ruhelos im Forste umher- und fast zum Selbstmorde getrieben, entflohen, er war vollkommen wahnsinnig geworden. Die Auflösung des Räthsels, welches ihn, den stillen, ernsten Mann, zu dieser furchtbaren That bewogen, fand sich in den Papieren, welche ihm am Tage vorher vom Amte zugeschickt worden waren.

Bei seinem Bruder, dem Pastor, welcher ehemals die Erziehung seiner beiden Söhne übernommen, hatte der alte Förster Winkelmann ein Dokument hinterlegt, welches den vollständigsten Beweis lieferte, daß Rahel nicht seine Tochter, sondern das Kind der Gattin des Artillerie-Kapitains de Saliery sei, welches er, damals preußischer Oberjäger, aus den Flammen des brennenden Pfarrhauses des französischen Dorfes rettete. Nicht nur ein Zeugniß des abgebrannten Pfarrers hinsichtlich der Wahrheit über

die Abkunft des geretteten Kindes, sondern auch ein kleines Medaillon an einer Seidenschnur, welches das Bild des Kapitains unter Glas enthielt und damals von dem Kinde um den Hals getragen wurde, lag anbei. Der Pastor war schon vor mehr als zehn Jahren ohne Testament gestorben; da aber seines einzigen Sohnes Aufenthalt gänzlich unbekannt war, so nahm das Erbschaftsgericht sämmtliche Hinterlassenschaft dessen Vaters in Beschlag, und trotz aller Mühe, die sich Förster Winkelmann gegeben, war es doch ganz vergeblich gewesen, das erwähnte Dokument zurück zu erhalten. Vor Kurzem erst war die vollkommene Gewißheit mittelst Beglaubigungen hinsichtlich des Todes des Neffen des Försters dem betreffenden Gerichte zu Theil geworden, und das letztere war nun zur Erledigung der geringen Erbschaft verschritten, weswegen auch das Dokument erst an dessen Sohn gelangte. Aus der eigenen Handschrift des verstorbenen Försters ging hervor, daß die durch ihn geschehene Rettung des Kindes, welchem er den Namen Rahel gab und das er später so liebte, weniger aus einer Regung der Barmherzigkeit hervorgegangen, als um sein Gewissen zu beschwichtigen, denn er war es gewesen, der den Kapitain de Saliery bei Leipzig niedergeschossen. Diese That der Rache quälte ihn unablässig, immer sah er das Gespenst des durch seine Kugel Gefallenen sich verfolgen. Der sterbende Kapitain hatte ihn gebeten, mit seinem Tode den Haß schweigen

zu lassen und die Brieftasche seiner Gemahlin zuzusenden. Winkelmann würde das gethan haben, wenn er nur eine Spur von der ihm einst meineidig Gewordenen hätte erlangen können.

Im Winter 1814, wo Sachsen von preußischen Bevollmächtigten verwaltet wurde, empfing er die Försterstelle in der Bautzner Gegend. Sein Leben war ein höchst trauriges, denn immer mehr und mehr verfinsterte sich sein Geist zur tiefsten Schwermuth und Menschenhaß. Nur die Liebe zu dem von ihm aufgezogenen Kinde war ein Lichtblick in seinem verdüsterten Dasein.

Der junge Förster Heinrich Winkelmann starb wenige Jahre später in einem Irrenhause. Es dauerte lange, ehe Rahel, die nun legitimirte Tochter der Madame de Saliery, die furchtbare Erinnerung an den Sonntagsmorgen, wo sie eine der Hauptpersonen des entsetzlichen Ereignisses am Waldhügel geworden, überwinden konnte. Immerdar blieb diese Erinnerung ein Schatten in ihrem sonst so heiteren Gemüthe — ihr jugendlicher Frohsinn war von einem Frostreife erstarrt worden, der nur erst dann zu

weichen begann, als sie ihrem Gatten, Herrn von Karlsberg, einen Sohn geboren hatte. Die Mutterliebe lüftete den Schleier der Traurigkeit, der bis dahin ihr Gemüth verhüllte.

Das ist die Geschichte vom Lilienstein Schatze.

Ende des vierten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.